

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

## Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

### Vom Land Aegypten.

(Mit einer Abbildung.)

Aegypten, ehemals ein großes Reich, berühmt als ein Sitz hoher Bildung und als ein Land von Wunderschöpfungen menschlicher Kraft, jetzt eine türkische Provinz, kaum zum fünften Theil angebaut, liegt in Nord-Afrika, da wo dieser Welttheil an's mittelländische Meer und an Asien stoßt. Das Klima ist äußerst heiß, die größte Hitze vom November bis April, und das Land hat nur zwei Jahreszeiten, Frühjahr und Sommer. Der größte Theil des Landes ist jetzt mit brennendem Sande bedeckt, nur da, wo des Nils segnende Fluthen, die in vielen Kanälen weiter geleitet werden, den Boden empfänglich machen für den Samen, gedeihen aller Arten Früchte in desto herrlicherer Pracht. Der Nil ist ein großer, tief aus dem innern von Afrika kommender Strom, der ganz Aegypten durchfließt und regelmäßig eine mächtige Ueberschwemmung verbreitet. Auf diese jährliche Ueberschwemmung, als eine Gnade von Gott, wartet Alles mit Sehnsucht; je stärker sie anschwellt, desto besser. Denn sie führt Schlamm mit sich, der über die Sandflächen die Fruchtbarkeit ausgießt. Die Herrichtungen zum Vertheilen des Wassers sind auf's sorgsamste bestellt.

Einst war Aegypten, wie oben bemerkt, der Schauplatz rastloser Thätigkeit, hoher Bildung und großer Wissenschaft. Blühende Städte und Dörfer schmückten das Land, die von der einstigen Herrlichkeit und Größe zeugen. Aufrecht stehen nur noch die großmächtigen Pyramiden, ungeheure Steinmassen, die einst zu den sieben Wunderwerken der Welt gerechnet wurden, denn die höchste ist noch über 100 Fuß höher als das Freiburger Münster.

Die Geschichte von Joseph, den seine neidischen Brüder verkauften, ist eine der schönsten Erzählungen im alten Testament, und gewiß jedem Leser schon aus der Schule bekannt. 1800 Jahre vor Christi Geburt kam Joseph als Sclave nach Aegypten, wo er vom Kerker aus zu den höchsten Ehren beim König stieg, dem er durch seine sinnige Traumdeutung und später durch seine Verdienste bekannt geworden. Man kann sagen, daß bei diesem Könige Joseph der erste Finanzminister

gewesen ist. Er bereitete seinem Vater Jakob und seinen Brüdern die Zufluchtsstätte in Aegypten; sie bekamen Land in der Provinz Gosen. Schon nach 200 Jahren war die ursprünglich so kleine Kolonie der Israeliten auf zwei Millionen Menschen angewachsen. Wie grausam und hart diese späterhin von den Aegyptern geplagt wurden, wie endlich Moses sie der Leibeigenschaft entzog, und sie dem gelobten Lande zuführte, dies lehrt uns die biblische Geschichte. Dieser Moses war ein großer Mann, er hat durch seine Gesetze das jüdische Volk so gebändigt, daß es bis heute seinen Einrichtungen starr und getrenlich folgt. Eine wunderbare Erscheinung in den Reichen der Menschheit. Die Staaten der weisen Griechen, der weltbeherrschenden Römer sind gefallen, und damit verschwanden auch größtentheils die Eigenthümlichkeiten dieser mächtigen Völker. Trotz tausendjährigem Druck, trotz bitterer Verfolgung und dem Auseinanderstäuben nach allen Theilen des Erdbodens, bewahren aber die Juden heute noch ihre Nationalität, die unvermischte Race und Abgeschlossenheit. Die Geschichte bietet keinen ähnlichen Stoff zum Nachdenken.

Der Anfang aller menschlichen Bildung schreibt sich vom Morgenlande, von Indien und Aegypten her; dort waren auch zuerst die Staaten auf den Ackerbau gegründet. Somit sollte man glauben, daß gerade der Ackerbau dort vorzügliche Fortschritte gemacht hätte. Aber dem ist nicht also. Die jetzigen Bewohner von Aegypten, größtentheils im dürftigsten Zustande, bewahren beim Ackerbau treulich die Art, wie es vor ein paar Tausend Jahren ihre Voreltern gemacht haben. Neuerungen sind ihnen ein Gräuel. Was in andern Ländern an Verbesserungen in den Werkzeugen und in der Art des Pflanzens nach und nach erfunden wurde, dies dünkt ihnen, so elend ihre Wirtschaft auch ist, geradezu lächerlich. Freilich mag die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes sie in diesem einschläfernden Glauben bestärken, denn die Beispiele sind nicht selten, daß es bei ihnen im Jahr sieben Erndten gab. Gewöhnlich wird aber im November gesät, und im April geerntet. Die nebenstehende Abbildung zeigt die armselige Art der Kleidung und des Pflügens. Ein dreieckiges zugespitztes Eisen ist an einem Stück Holz befestigt; in diesem steckt

eine Stange, und daran ein Joch für Ochsen und Kameele. Dieses Joch und die Art des Ziehens plagt die Thiere unendlich; nach kurzer Frist dieser Arbeit sind sie nicht mehr zu kennen. Und dennoch wird dieser Pflug, der im Grund nur die Erde ein paar Zoll aufrisgt und nicht umlegt, seit mehr als 3000 Jahren unverändert beibehalten. Es ist zum Beweinen.

Von seher waren die Aegyptier ein geduldiges, friedliches Volk, Araber, Perser, Griechen und Römer haben sie unterjocht, und vor 300 Jahren kam der Türk über sie; seither haben sie es gar schlimm. Jetzt gleicht das arme Volk einem Viehstock, denn es arbeitet nicht für sich, sondern nur für seine Herren. Es ist in der tiefsten Leibeigenschaft, und wohl die unglücklichste Nation auf der Erde.

Von Thieren finden sich in Aegypten besonders Kameele, Pferde, Schaafe mit dicken Fettschwänzen, Rindvieh, Esel, Hühner, welche millionenweis an besonders dazu eingerichteten Orten ausgebrütet werden, wovon wir ein andermal etwas erzählen wollen, Tauben. — In der Wüste hausen Löwen, Tiger und Hyänen, im Nil Krokodile. Der Vogel Ibis kommt nach den Ueberschwemmungen zu Tausenden, und verzehrt das vom Wasser zurückgelassene Ungeziefer, der Aasgeier labt sich an dem verfaulenden Aas, die Frösche und Feldmäuse, auch eine Art Schnacken, Moskito genannt, bilden eine Landplage.

An Gewächsen ist das Land ebenfalls reich. Zwar ist an Brennholz starker Mangel, aber die Bewohner helfen sich auf andere Weise, z. B. durch Brennen des Kameelmistes, da sie ihre Felder nicht zu düngen brauchen.

Ihre Hauptnahrungspflanzen sind Reis, Weizen, Hirse, besonders Durrah, (eine andere Art Hirse), dann Zucker, Bohnen, Linsen, aus denen sie Brod backen, ihre Delipflanzen vornehmlich Oliven, Datteln. Außerdem gibt es Baumwolle, Gummi, Indigo, Balsam, und viele Arten von Früchten, welche nur in solchen warmen Ländern fortkommen. Zwar ist der Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Einwohner, aber auch andere Gewerbe werden dort seit der Regierung des letzten Pascha's betrieben. Es finden sich da außer den Handwerken Baumwollen- und Seidespinnereien, Tuch-, Gewehr- und Pulverfabriken, Zuckersiedereien und besonders alle Gewerbe, welche für das Kriegs- und Schiffswesen nothwendig sind.

Daß unter solchen Verhältnissen auch die Bil-

dung des Volkes nicht weit her ist, kann man sich denken, doch hat der letzte Pascha auch für die Gründung von Schulen Manches gethan.

Die herrschende Religion ist die muhamedanische, und dabei ist der ägyptische Muhamedaner außerordentlich abergläubisch, namentlich glauben sie an das Dasein gewisser Geister, und an Zauberei und Wahrsagerei beinahe fester als an Gott selbst. Leider aber brauchst du, lieber Leser, nicht absolut nach Aegypten zu reisen, um solche Dinge zu sehen! Außer den vorübergehend, oder auch geschäftshalber längere Zeit in Afrika wohnhaften Christen gibst es neben den Muhamedanern eine besondere christliche Genossenschaft daselbst, Kopten genannt. Diese sind Nachkommen der frühern Einwohner Aegyptens, welche von den Türken unterdrückt wurden. Sie vermischten sich mit Griechen, Römern und andern Völkern, und nahmen schon in den ersten christlichen Zeiten das Evangelium an.

Und so, wenn auch mit mancherlei Abweichungen von der Lehre unserer christlichen Kirche, hat diese ungefähr 200000 Köpfe zählende christliche Genossenschaft mitten unter den Bedrückungen und Mißhandlungen der Türken treu an dem Evangelium Christi gehalten, und die unüberwindliche Gotteskraft der christlichen Wahrheit bewiesen. Immerhin hat dadurch das Licht des Christenthums auch am Nil eine bleibende Stätte gefunden, wie dies auch in Abyssinien, einem noch tiefer im Innern gelegenen Lande, der Fall ist.

Der vorlegte türkische Statthalter, der Pascha Mehemed Ali, wußte sich fast ganz von der türkischen Oberherrschaft zu befreien. Er war der Sohn eines türkischen Polizeibeamten, und lernte erst als Pascha lesen und schreiben. Obwohl er ein sehr verständiger und kluger Mann war, so war er doch ein gewaltthätiger und eigennütziger Mensch. Er suchte nach und nach durch List oder Gewalt allen Grund und Boden des Landes in seinen Besitz zu bringen, er beförderte zwar Handel und Gewerbe, aber behielt das Handels- und Gewerbrecht für sich allein, — Alles nur um ein großes Heer zu halten und viele Kriegsschiffe zu bauen. Er schützte die Europäer, die vorher öffentlichen Beschimpfungen und Mißhandlungen ausgesetzt waren, legte Kanäle, Dämme, Gebäude aller Art an, unternahm sogar den Bau einer Eisenbahn, aber Alles unter furchtbarer Bedrückung seiner Unterthanen. Freilich ist dabei nicht zu vergessen, daß der träge gleichgültige

man sich  
für die  
an.  
hamedan  
medaner  
ich glau  
und an  
er als an  
er Veler  
in solche  
id, oder  
a wohn  
edanern  
daselbst,  
men der  
von den  
müchsten  
Bältern,  
a Zeiten

ei schun  
che, hat  
räftliche  
kungen  
an dem  
nüber  
drbeit  
ich des  
Stätte  
einem  
der Fall

Dascha  
er für  
ar der  
dfernte  
wohl er  
var, so  
üßiger  
ist oder  
ndes in  
r-Dan-  
ks- und  
um ein  
bisse zu  
vorher  
lungen  
e, Ge-  
er Bau  
stbarer  
ist da-  
günstige



Morgenländer eben durch Strenge und Gewalt zur Arbeit und Ordnung angehalten werden muß. Eines der größten Uebel aber ist in Aegypten, daß die öffentlichen Beamten jeder Art eben nur um Geld sich kaufen lassen. Ein Beispiel davon wollen wir erzählen. Ibrahim Pascha, dem Sohne des Mehemed Ali, der aber vor seinem Vater starb, warf sich einmal ein ägyptischer Bauer, ein Fellah, wie man sie dort nennt, zu Füßen, und sagte: Entweder laß mich tödten, oder gib mir Gerechtigkeit. Der Pascha befahl ihm, aufzustehen und sein Anliegen vorzubringen, und der Fellah erzählte: „Ich hatte drei Ochsen und ein Stück Feld, welches mir und meiner Familie Bohnen, Mais und Zwiebeln zu essen, und dir, großer Pascha, jedes Jahr den geforderten Tribut gab. Mein Feld war schön, denn das süße Wasser des Nils machte es fruchtbar, und ich pflügte es mit meinem Knaben, wie die Väter meines Vaters schon gethan. Da faßte der Schech el Belled (der Ortsvorsteher) eine Neigung zu der Schönheit meines Landes und sagte, daß es ihm gehöre. Seine schwarzen Selaven nahmen meine Erndte weg, und führten meine Bohnen und meinen Mais auf einem Rachen den Strom hinab. Die Ochsen aber trieb der Schach zu seiner großen Heerde an den Rand der Wüste. Ich aß Zwiebeln mit meinem Knaben, und bat den Schech bei jedem Sonnenaufgang, mir das Land meiner Väter wenigstens in Pacht zu geben. Er will es nicht. Ich ging nun in diese Stadt, klagte deinem großen Divan (oberste Staatsbehörde) meine Sache, und bewies durch das Zeugnis meiner Nachbarn, daß das Land seit wenigstens hundert Jahren meinen Vätern gehörte. Der Divan sprach: du hast Recht, der Schech muß dir dein Land zurück geben. Der Schech aber war auch hierher gekommen, und sein Kameel brachte vieles Geld mit für den obersten Richter. Ich konnte Nichts geben. Der Divan wies mich ab, und morgen wird das Urtheil ausgefertigt.“ Der Pascha nahm den mit Diamanten reich besetzten Bernstein von seinem Schibuck (Pfeife) und gab ihm dem Fellah mit den Worten: morgen früh gehe zum Divan, bitte nochmals um Gerechtigkeit, nähere dich dem obersten Richter, gib ihm heimlich diese Pfeifenspitze, und sage ihm: es thue dir leid, ihm weiter nichts geben zu können, denn dieses habest du von dem Nestle deines Vermögens gekauft, damit er dir Gerechtigkeit verschaffe. Benachrichtige mich dann sogleich von dem Ausgang deiner Angelegenheit.

Der Bauer überbrachte am folgenden Tage voller Freuden dem Pascha das Urtheil, welches ihn wieder in den Besitz seines Eigenthums einsetzte. Der Pascha erschien einige Tage später im großen Rath, ließ den bestochenen Richter vor sich kommen, und sagte ihm heimlich in's Ohr: meine Pfeifenspitze hat ihren Zweck erfüllt, denn sie hat dem Gerechten sein Recht verschafft; darum schicke sie mir heute in meinen Palast zurück. Der Richter war etwas beschämt, tröstete sich aber bald wieder, denn er blieb ungestört in seinem Amte.

So wurde selbst unter dem sonst strengen Pascha in Aegypten Gerechtigkeit verwaltet.

Nachdem Mehemed Ali am 2. August 1849 in einem Alter von 80 Jahren gestorben war, folgte ihm sein zweiter Sohn Abbas in der Regierung, und dieser beherrscht jetzt das Land.

### Die Sage vom Doktor Faust.

In frühern Jahrhunderten war der Aberglaube sehr verbreitet, als könne der Mensch mit bösen Geistern in eine Verbindung treten, wodurch er die Macht bekäme, allerlei außerordentliche Thaten zu thun. So wenig diese Meinung auch mit der christlichen Lehre übereinstimmte, wonach unser Heiland die Macht des Teufels auf immer gebrochen hat, so fand sie doch vielfach Glauben; besonders als sich manche kluge und in den Naturwissenschaften bewanderte Männer fälschlich rühmten, sie könnten eine übernatürliche Macht über Geister ausüben. Sie thaten dies, um bei der unverständigen Menge ein großes Ansehen zu gewinnen; denn im Menschenherzen ist stets ein geheimer Drang nach Erkenntniß der Naturgeheimnisse, sodann nach Gewalt und Genuß, weil in den zeitlichen Schranken uns so Manches versagt ist. Diese Begehrlichkeit der menschlichen Natur, dieses Suchen nach der Welt der Geister, damit diese zu Hülfe kommen und zu Lust und Freude führen, ist nun in der angeblichen Geschichte vom Doktor Faust des Nähern dargestellt, zum warnenden Beispiel, wie bei solchen Gedanken der Mensch dem Bösen verfällt und den Lohn eines sündhaften Bestrebens in der Verdammniß findet.

Vor etwa 350 Jahren hat es wirklich einen Doktor Faust gegeben. Man weiß nun, daß er in dem Württembergischen Ort Knittlingen, bei Bretten, geboren wurde. Ein reicher kinderloser

Better zu Wittenberg, einer berühmten Stadt  
 und Universitätsstadt in Sachsen, nahm ihn zu sich und  
 ließ ihn studieren. Faust widmete sich anfangs  
 der Theologie und erwarb sich großes Lob. Wie  
 nun aber in damaliger Zeit alles zauberische Un-  
 wesen, Schatzgraben, Wahrsagen und dergl. sehr  
 im Schwunge war, so hörte Faust auch davon.  
 Er suchte also Zigeuner und andere anrühige  
 Leute auf, die es ihn lehren sollten. Im Umgang  
 mit solchem Gesindel verlor er bald die Liebe zur  
 Religion. Er gab daher das geistliche Studium  
 auf und wählte das der Heilkunde. In diesem  
 war damals der Aberglaube erst recht eigentlich  
 zu Haus, man strebte nur nach übernatürlichen  
 Heilmitteln. Faust legte sich ferner aufs Kalender-  
 schreiben; er suchte vorher zu bestimmen, an wel-  
 chem Tag es gut sei, Ader zu lassen, zu schröpfen,  
 zu purgiren u. s. w. Während diesem unnützen  
 Treiben starb der Better und vermachte ihm sein  
 beträchtliches Vermögen. Jetzt ließ Faust es sich  
 wohl sein und lebte üppig. In ein paar Jahren  
 war Alles verpraßt, Faust aber an's Wohlleben  
 und Nichtsthun gewöhnt. Da nahm er zu seinen  
 Kenntnissen in Medizin, Chemie, den Taschen-  
 spielerkünsten Zuflucht, wodurch er schon früher  
 großes Aufsehen beim Volk, dem dies Alles wild-  
 fremd war, erregt hatte, so daß sein Name weit  
 umher bekannt war. Dann zog er als prahleri-  
 scher Wunderdoktor herum, und trieb jene Künste,  
 die als übernatürlich angefaunt wurden, mit der  
 Gewandtheit eines pfiffigen Marktschreiers.  
 Deshalb gab es gar bald viele Erzählungen von  
 ihm, die gar wunderlich einherrauchten. Er  
 erlangte einen solchen Ruf, daß man endlich in  
 ganz Deutschland seinen Namen kannte und seine  
 angeblich wunderbaren Thaten erzählte; er galt  
 für einen vollendeten Schwarzkünstler. Gleich-  
 zeitige Schriftsteller berichten von ihm. Ein be-  
 rühmter Mann, der Abt Tritheim, welcher von  
 1462 bis 1519 lebte, schildert ihn als einen fre-  
 chen Vagabunden, der sich geheimer Künste rüh-  
 me, aber nur die Leute anführe. Später wurde  
 seine Lebensgeschichte verfaßt, und in diese alle die  
 Geschichten niedergelegt, welche im Munde des  
 Volks umgingen.

Das Volksbuch ist somit die Zusammenfassung  
 einer Menge von Sagen, welche sich sämmtlich  
 um den Punkt drehen, durch ein Bündniß mit  
 dem Teufel sich zu Sinnenlust, Reichthum und  
 Macht zu erheben. Denn viele Geschichten, wel-  
 che das Volksbuch vom Faust erzählt, werden ge-  
 rade so von andern Personen berichtet, die früher

schon als gewaltige Hexenmeister verollt waren.  
 Alle diese Leute sollen einen förmlichen Vertrag  
 mit Satan geschlossen und ihre Seelen eingekauft  
 haben, damit der Höllenfürst ihnen hülfreich  
 werde. Früher hatte bald jedes Jahrhundert die  
 Sage von einem solchen verlorenen Sünder auf-  
 zuweisen. Denn der Glaube im Mittelalter  
 wandte sich mit Vorliebe dem Wunderthum zu.  
 Das Wunder erschien ihm als eine Aufschlüsselung  
 von Gottes Kraft. Am Ende flossen die Sagen  
 von den teuflischen begabten Menschen alle in der Er-  
 zählung vom Doktor Faust zusammen, dessen  
 Name als Inbegriff der geheimen Lehren und  
 Künste gelten mußte. Nach damaliger Meinung  
 war Faust der letzte große Zauberer gewesen.  
 Dazu kam noch, daß ein gewisser Just, ein Haupt-  
 beförderer der damals zur Erfindung gelangten  
 Buchdruckerkunst, die ersten in Mainz gedruck-  
 ten Bibeln in Paris verkaufte (zwischen 1450  
 bis 1455). Er soll sie noch für Handschriften,  
 nämlich für Bücher, die mit der Feder geschrieben  
 seien, ausgegeben haben. Und da man in Paris  
 noch nichts von der neuen Erfindung wußte, so  
 hielt man die überraschende Arbeit für ein Werk  
 der Zauberei.

Bald nach der Zeit von Faust gelangten die  
 Wissenschaften zu solchen Fortschritten, daß sie  
 dasjenige, was man früher für Zauberkünste  
 hielt, ganz einfach erklärten und lehrten. Faust  
 ist aber auch derjenige, welcher allem Glau-  
 ben entsagt. In dieser Beziehung steht er  
 schauerhaft an der Grenze des frommen gläubigen  
 Mittelalters und der Neuzeit, wo Unglauben  
 so betrübend in vieler Herzen spukt!

Das älteste Volksbuch von Faust ist vom Jahr  
 1588. Es scheint, daß dieser berühmte Aben-  
 theurer in den Jahren 1500 bis 1525 die Länder  
 durchzog und durch Ausübung seiner Künste  
 überall bekannt geworden ist. Natürlich mußte  
 er auch auf auffallende Weise aus der Welt gehen.  
 Die Erzählung der Volksbücher ist grausend.  
 Darnach sei der Zeitpunkt, der in Faust's mit  
 dem Satanas errichteten Bündniß festgesetzt war,  
 herangekommen, der Teufel habe sich nun einge-  
 stellt, um ihn in die Hölle abzuführen. Satanas  
 sei in gräßlicher Gestalt erschienen, habe den  
 Doktor durch die Luft hinweggeführt und seine  
 zermalnten Glieder herab auf einen Misthaufen  
 geschleudert. So die Erzählung.

Ältere Leser werden sich erinnern, dies in be-  
 liebtem Puppenspiel dargestellt gesehen zu haben.  
 Doktor Faust, die schöne Prinzessin Helena von

Griechenland, der Veltgeist Mephistopheles und der Diener Wagner spielten mit Handwürst die Hauptrolle. Die Puppenspiele sind jetzt nicht mehr Mode. Es ist auch kein Schade.

Alle Schriftsteller lassen den Doktor Faust in seinem Geburtsort Knittlingen sterben, aber auch nach ihnen entging er der Rache nicht; er sei mit umgedrehtem Hals todt gefunden worden.

Befonnene und fromme Leser wissen nun, was sie von dieser Volksfage zu halten haben: Es ist ein Bild zur Verwarnung. Was oben am Himmel glänzt, das war zu allen Zeiten den Menschen wohl befreundet und ehrwürdig, aber nicht grauenvoll oder schreckhaft. Was aber der Erde dunkler Schoos verbarg, was im Erdbeben durchsuchte, was in feuerspeienden Bergen loberte: das war ihnen unheimlich und grausenhaft. Dort erblickten sie Satans Reich, an das man mächtigen Glauben trug. Daher die Verirrungen des Wahns. Der fromme schulblose Sinn, die vertrauende Gottesfurcht, blickt gläubig zum Himmel auf; sie weiß, daß der allmächtige gütige Schöpfer das Menschenkind zur Seligkeit und nicht für die Hölle berufen hat.

Uebrigens kann man sagen: Teufels-Beschreibungen kommen selbst jetzt noch vor, wenn auch nicht auf Papier, sondern durch die Hingebung an ein lasterhaftes Leben, an einen sündhaften Wandel. Da werden die Wege sichtbar, die der Versucher auf Erden geht. Wer so die Seele gefährdet, der denke an die ergreifende Lehre, die aus der Faustfage abdrucksvoll und warnend sich erhebt. Jetzt ist teuflische Gesinnung gar oft in die Innerlichkeit des Menschen eingeklebt und der Teufel deshalb teuflischer als im Mittelalter. Aus den alten Zeiten sind noch manche Volksbücher auf uns gekommen: der gehörnte Siegfried, Herzog Ernst, die Heymonskinder, Kaiser Octavian, Genoveva u. s. w.; sie gaben dem Volke Trost und Erweckung, indem sie die Gedanken von den trüben Zeiten ablenkten. H.

### Etwas von Wittwen.

Bei vielen alten Völkern, und fast durch das ganze Morgenland, war es einst den Wittfrauen verboten, wieder zu heirathen. Man glaubte nämlich, sie müßten nach diesem Leben ihren Männern in jenem auch Gesellschaft leisten. — Selbst den Wittvern war es kaum erlaubt, nochmals zu freien. Ein Gesetzgeber in einem grie-

chischen Staate verordnete, daß Männer, welche Kinder hatten und eine zweite Frau nahmen, von den Bürgerversammlungen ausgeschlossen seien.

„War,“ sagte er, „eines Mannes Ehe glücklich, so soll er sich an diesem seltenen Glücke genügen lassen, war sie aber unglücklich, so muß er seiner Sinne beraubt sein, wenn er es noch einmal versucht.“ — (Unter Christen, bei denen die meisten Ehen glücklich sind, klingt dies freilich sonderbar!)

Die Wittwen bei den Juden trauerten zum wenigstens 10 Monate um ihre Männer, alle andern Völker folgten diesem Gebrauch bald in größerm, bald in geringerm Maße, und bei allen ist es ehrenrührig, innerhalb dieser Zeit zu heirathen.

In Schottland und Spanien trauerten ehemals die Wittwen bis an ihren Tod. Bei einem indianischen Kriegerstamm in Nord-Amerika trauerten sie drei Jahre, und das erste Jahr hindurch alle Morgen und alle Abende mit lautem Heulen und Wehklagen. War der Mann ein Kriegsheld, so muß die Wittwe den ganzen ersten Monat unter ihres Mannes Kriegspfahl zubringen und immer heulen und weinen. Dieser Pfahl steht vor der Hütte, ist roth angemalt und mit den Waffen und Siegeszeichen des Verstorbeneu behangen. Viele Wittwen sterben über dieser Ceremonie. Diese ganze drei Jahre über sind ihnen alle Arten Vergnügungen versagt; selbst die Haare dürfen sie nicht mit Del oder Fett einreiben. Die nächsten Anverwandten wachen genau, ob Alles gehalten wird.

In Afrika, in der Gegend vom Vorgebirg der guten Hoffnung, (die unterste Spitze jenes Welttheils, die jetzt den Engländern gehört,) herrscht bei den Eingebornen der Gebrauch, daß die Wittwen, um sie als solche zu erkennen, bei jedes Mannes Tod sich ein Glied vom Finger haften müssen. In andern, noch wildern Gegenden von Afrika, werden die Wittwen, besonders der Vornehmen, getödtet und mit ihren todtten Männern, sammt deren Bedienten und Pferden, zugleich begraben. In Ostindien ließen sich ehemals die Wittwen mit dem Leichnam ihrer Männer freiwillig verbrennen und bestiegen oft mit Ruhe und Heiterkeit den Scheiterhaufen; so mächtig war die Volksfite. Die Engländer, welche jetzt Herren jenes Landes sind, haben bis in die neueste Zeit zu schaffen gehabt, um solch gräulichen Unwesen ein Ende zu machen.

Die alten Römer litten nicht, daß an den Tagen öffentlicher Feste Jungfrauen Hochzeit hielten, nur die Wittwen durften es. Denn, sagten sie, an diesen Tagen soll die Freude herrschen, aber nur die Wittwen verheirathen sich stets mit Vergnügen, bei Jungfrauen geschieht's oft mit Verdruß und Widerwillen. Bei diesen Römern hatte die Wittwe nach dem Tode des Mannes die Rückgabe ihres Mitgebrachten zu fordern, und wenn sie arm war, einen Zuschuß aus dem Nachlaß des Mannes. — Bei den alten Deutschen, wo die Frau der Regel nach ohne Vermögen war, wurde ihr bei der Verheirathung gewöhnlich ein Theil der Güter des Mannes zum lebenslänglichen Genuß ausgesetzt.

„Gott ist stark in den Herzen der Wittwen,“ sagt ein altes Sprichwort, und wo solche Reizung vorwaltet, da ist auch Ergebung und der beste Trost vorhanden!

Im Jahr 1849 konnte man in den Zeitungen viel vom Krieg in Ungarn lesen. Die Bewohner von Croatien, oder der sogenannten Militärgrenze, wo Jedermann Soldat ist, blieben dem Kaiser treu, und wehrten sich tapfer gegen die rebellischen Ungarn und die zügellosen Horden, welche aus allen Gegenden nach Ungarn gezogen waren, um an dem Aufstand Theil zu nehmen. Es kam ein Zusammenlauf von wilden Abentheuern, wie wir es in ähnlicher Weise leider auch bei uns gesehen haben. Nur steigerte es sich, Gott sei gepriesen, bei uns nicht wie dort zum furchtbarsten aller Uebel, zum rasenden Bürgerkrieg. Um einen Begriff zu geben, wie schrecklich der dort gewüthet hat, genügt die Thatsache, daß am Ende vom Jahr 1849 allein in Croatien 17,400 Wittwen mehr vorhanden waren, als das Jahr zuvor! — Man denke sich nun den sonstigen Jammer! Wenn von der kräftigen, waffenfähigen Bevölkerung so viele umgekommen sind, was mögen erst die Weiber und Kinder gelitten haben! Und wie viele friedliche, gesegnete Wohnungen giengen in Flammen auf! Erhebt die Stimmen überall: Gieb, Himmlischer, dem Erdenball, gieb Ruhe ihm und Frieden! H.

### Von alten Soldaten.

1.

Im Mai 1849 ist in England der hochbetagte Admiral Willoughby gestorben. Dieser Offizier

war ein merkwürdiges Beispiel, wie oft ein Mensch den drohendsten Gefahren entgehen kann. Er litt dreimal Schiffbruch, einmal schlug er mit seinem Boot um und hielt sich zehn Stunden lang auf einem Ruder flott. Zwei Jahre lang war er bei den Türken in Gefangenschaft, entfloß, indem er zwei Wächtern die Köpfe einschlug und nach einem draußen im Meer liegenden französischen Schiffe eine Stunde weit schwamm. Er hatte auf seinem Leib 71 Narben von Schuß- und Hiebwunden; sein Gesicht war entstellt durch Brandwunden, ein Auge, einen Theil des Kinnbackens und einen Arm hatte er durch Schüsse verloren. Unter den englischen Seesoldaten, die ihn sehr liebten, hatte er den Beinamen „der Unsterbliche.“ Er war in allen Stücken ein braver Mann. Jedenfalls besaß er ein zäheres Leben als eine Raze und Muth wie ein Löwe.

2.

Der Kaiser Napoleon nahm einst einen alten österreichischen Obersten gefangen, der dem Anschein nach hoch in den Siebenzig stehen mußte. Seiner tapfern Vertheidigung wegen zeigte ihm der Kaiser große Achtung, frug ihn auch, wie alt er sei. „Das weiß ich nicht genau,“ antwortete der Oberst, „ich zähle nur meine Pferde, mein Geld und meine Hemden; meine Jahre stiehlt mir Niemand!“

3.

Unter den ausgezeichneten Feldherren, die im dreißigjährigen Krieg, unglückseligen Angebens, es hauptsächlich mit den Schweden zu thun hatten, treten besonders die Namen Tilly, Pappenheim und Wallenstein hervor. Der General Tilly, von frühester Jugend Soldat, war in mancher Hinsicht ein merkwürdiger Mann; in der Schlacht muthig und vorsichtig, übertraf ihn kein Zeitgenosse in kriegerischer Geschicklichkeit. Dabei ist er ein Mann von Wort, uneigennützig gerecht und sehr sittlich gewesen. Er konnte sich (wie selten Jemand) rühmen, nie Wein geschmeckt, nie Frauengunst genossen, nie eine Niederlage erlitten zu haben. (Nur gegen den König Gustav Adolph war er zuletzt unglücklich.) Seinem ererbten Glauben, dem katholischen, war er von Herzen und unerschütterlich ergeben, zuweisen bis zur Grausamkeit gegen anders denkende. Eine der jammervollsten Ueberlieferungen aus dem dreißigjährigen Krieg ist die Zerstörung der Stadt Magdeburg, wobei am



30000 Menschen ums Leben gekommen seien. Gewöhnlich wird diese schauerliche Begebenheit dem General Tilly als Schuld angerechnet; neuere Untersuchungen zeigen jedoch, daß ihm damit Unrecht geschehe. Die Verantwortung trifft eher den Grafen von Pappenheim, berühmten Reitergeneral in der kaiserlichen Armee. Im 26ten Jahr war derselbe schon Oberst. In einer Schlacht blieb er schwer verwundet, besinnungslos liegen. Als er wieder zu sich kam, pflegte er später zu sagen, „wußte ich nicht recht, ob ich im Paradiese oder in der Hölle war; für ersteres befand ich mich nicht wohl genug, und für letztere nicht schlimm genug, weswegen ich endlich glaubte, ich möchte wohl im Fegfeuer sein.“ Er ward aus diesen Träumen durch einen plündernden Soldaten geweckt. Als dieser sah, daß Pappenheim die Augen öffnete, sagte er: „Du hast schöne Hofen an, du sollst sterben.“ und dabei erhob er den Säbel. „Halt,“ rief Pappenheim, „laß mich leben, helfe mir lieber, und ich will dich reich belohnen.“ So wurde er gerettet und nahm sodann ferner an allen Kriegszügen Theil bis zu seinem Tode. Dieser erfolgte in der Schlacht von Lützen, wo auch der große Schwedenkönig Gustav Adolph geblieben ist. (Anno 1632.) Beide waren ungefähr von gleichem Alter, (38 Jahre) und auch in der Gestalt sich ähnlich. In der Familie Pappenheim gab es eine Sage, daß einst ein mit Narben bedeckter und auf weißem Roß reitender Graf Pappenheim einen großen, berühmten König erlegen werde. Der General Pappenheim bezog diese Prophezeiung auf sich, ritt deshalb stets einen Schimmel, und suchte jeweils in den Treffen mit dem Schwedenkönig handgemein zu werden. Bei seinem Tode hatte Pappenheim nicht weniger als hundert Narben. In seiner Seele lebte der ritterliche Sinn früherer Zeiten. Tilly war 73 Jahre alt, als er an seinen Wunden starb. Von Wallenstein soll ein apartes Kapitel handeln. H.

### Ein wunderbarer Zeitungsbericht.

An einem Tag des Jahrs 1693 — also vor 158 Jahren — befand sich die große Stadt London in gewaltiger Bewegung, und dies wegen einer bis dahin unerhörten Neuigkeit. Am Morgen war nämlich in der eben erschienenen Zeitung zu lesen: „Wunderbares Ereigniß! Als der Herr Präsident des Parlaments (so heißt

in England die Deputirtenkammer) mit seinem Anzug beschäftigt und noch ganz nüchtern war, da ist bei ihm etwas Außerordentliches vorgefallen. Er mußte sich nämlich auf einmal stark räuspern, da sind aus seinem Munde drei schwarze Krähen, eine nach der andern, hervorgekommen, welche sogleich zu dem offenen Fenster hinausgeflogen.“ In ganz London und der Umgegend sprach man von nichts, als von diesem Wunder. Ein Kunsthändler verkaufte sofort einen Bilderbogen, worauf jener Präsident, ein wohlbeleibter Herr, mit weitgeöffnetem Mund und mit den daraus fliegenden Krähen vorgestellt war. Das Bild ging reisend ab; der Mann machte ein gutes Geschäft. Man speculirt leider nie vergeblich auf die Schwächen der Menschen! Dem Herrn Präsidenten schien es gegen seine Ehre zu gehen, daß man öffentlich eine solche Hexen-Spukgeschichte von ihm aussage, also klagte er beim Amt, damit es untersuche, von wem dies ehrenrührige Gerücht ausgehe. — Zu jener Zeit war der Glaube an Hexen und Zaubereien noch stark vorhanden, der jetzt einer bessern Erkenntniß gewichen ist. Dafür haben wir aber die schlimme verderbliche Macht einer andern Hexenfäule, nämlich die der Zeitungsschreiber, überkommen, welche damals nicht so ungestraft das gottlose Wesen treiben durften, wie jetzt! —

Der Zeitungsschreiber wurde zuerst vor Gericht gefordert, er sollte sagen, von wem er die Geschichte gehört habe. Der Mann war ganz unerschrocken: „Mein Hausherr, der Kaufmann Williams, ist in der ganzen Stadt als ein wahrheitsliebender, rechtschaffener Mann bekannt, der hat mir die Sache erzählt, die er von einem glaubwürdigen Freunde vernommen.“ — Nun wurde der Kaufmann citirt, man hält ihm die Aussage des Zeitungsschreibers vor und frug, ob er sich zur Wahrheit derselben bekenne. „Mit den drei Krähen,“ antwortete er, „hat es wohl seine Richtigkeit, aber daß dieselben durch das offene Fenster davon geflogen seien, das habe ich nicht gesagt, dies hat der Zeitungsschreiber dazu gemacht. Uebrigens habe ich die Geschichte von einem Angestellten im Landstandshause.“ — Sofort ward dieser berufen. Er leugnet, daß er gesagt habe, der Präsident habe drei schwarze Krähen ausgespuckt; es sei nur von zwei die Rede gewesen, und dies habe ihm Hr. Johannes Tailor, der Zollnehmer, gesagt. — Der Zollnehmer kam nun vors

Amt. — „Wie,“ spricht er, „ich soll von zweie Kräften erzählt haben, dies ist nicht wahr; nur eine Krähe hat der Herr Präsident neulich am Morgen ausgeworfen, und der mir das gesagt hat, der ist selber als Augenzeuge dabei gestanden; es ist der Barbier des Präsidenten, Herr Strong, der für seine Aussage einstehen wird.“

Endlich ward auch der Barbier verhört, er wunderte sich sehr über die Anschuldigung, die man ihm machte, und wie eine so tolle Zeitungslüge in Umlauf kommen könne. „Ich habe,“ versicherte er, „zum Zolleinnehmer kein anderes Wort gesagt, als daß der Herr Präsident, von dem ich so eben kam, während ich ihn rasirte, einen Auswurf gehabt, der so schwarz war, wie eine Krähe. Und daß ich nichts weiter als dies gesagt habe, dies können mir die Leute, die mit dem Herrn Zolleinnehmer im Zimmer waren, bezeugen.“ Was denn auch geschehen ist.

So ward der Wundergeschichte auf einmal der Varaus gemacht; der Zeitungschreiber und der Bilderhändler kamen aber doch zur Strafe. Dazumal gab es noch eine solche für die muthwilligen Zeitungen, die heut zu Tag, gleich den muthwilligen Vuben im Ort, ungerügt Spektakel treiben dürfen. Man fürchtet sich vor den Krakehlern; je wüster einer thut, je frecher er auftritt, desto eher sucht man ihn zu schonen. Und dies ist ein großer Fehler in Behandlung der Sachen, wie der Personen. Uebrigens darf es einen nicht wundern, wenn dem Landtagspräsidenten, zumal wenn er es mit dem Volke gut meint, die Galle in den Magen tritt, ob der vielen und unnützen Reden, die er oft anhören muß! Gar manche Deputirte haben Worte, müßig wie Kienholzblöcke, lang wie ein Hungerjahr, und leer wie eine taube Nuss! In der Regel macht jeder Sitzungstag dem Lande an 400 bis 500 Gulden Unkosten, bringt ihm aber manchmal nicht für einen Kreuzer Nutzen, ja eher noch Schaden. Gott besser's, damit wir an den Landtagen haben, was sie sein sollten, nämlich Abhülfe der Landplagen. — Die redlichen Landleute könnten dazu das beste Recept liefern! H.

### Von den Handwerkern in Deutschland und vom blauen Montag.

Unsere Urväter war bis zur Regierung des Kaisers Karl des Großen (Anno 800) wenig von den Handwerkern bekannt. Auch lange nach-

her noch dachte man nicht daran, daß solche Beschäftigung den Bürgern einen förmlichen Nahrungszweig abgeben könne. Man tauschte alle Artikel, die in Handwerksarbeiten bestanden, vom Ausländer ein und gab dagegen Pelzwerk, Thierhäute, Vieh und Menschen selbst, die als Sklaven verkauft wurden.

Kaiser Karls Regierung, dessen großer Geist in allen Dingen die Kräfte erweckte und unter seinen Völkern eine neue Welt schuf, gründete auch den Kunstfleiß. Er verordnete, daß die Bedienten seiner Meierhöfe gute Künstler in ihrem Dienst haben sollen, als Schmiede, Schuster, Dreher, Wagner, Seifensieder, Brauer, Bäcker u. s. w., damit andere Leute von denselben das Handwerk lernen könnten.

Zu jener Zeit war Deutschland voll von Wäldern und leer von Städten. Man lebte abgesondert, war eingeschränkt in seinen Bedürfnissen, hatte kein Geld und brauchte im Grund auch keines. Die Hausfrau saß am Webstuhl und fertigte Leinwand, auch Wollenzeug, um sich und den Mann zu kleiden. Der Kaiser Karl sah bei der Erziehung seiner Töchter streng darauf, daß sie spinnen und weben lernten. (Merkt's ihr stolzen Jungfern!)

Als endlich Städte entstanden und darin freie Bürger die verschiedenen Handwerke als ständige Beschäftigung trieben, so kamen auch die Innungen und Zünfte auf. Die älteste bis jetzt bekannte Urkunde, worin derselben Erwähnung geschieht, ist vom Jahr 1153. Es werden darin der Zunft „der Gewandschneider, der Tuch- und Zeugmacher in der Stadt Magdeburg besondere Freiheiten verliehen; sie durfte einen Zunftmeister und Beisitzer wählen. Die andern Gewerke folgten mit gleichen Privilegien; die Schuhmacher zuerst.

Die Erlangung des Zunftrechtes brachte Ehre und Ansehen in den Städten. Die Zünfte hatten eigene Gewohnheiten und Gesetze, bestimmte Herbergen und Versammlungsorte. Kein uneheliches Kind konnte als Lehrling aufgenommen werden, auch konnte derjenige kein Zunftgenosse bleiben, der eines Verbrechens schuldig ward, „damit die ehrsamten Zünfte so rein seien, als wenn eine Taube sie zusammengelesen hätte;“ wie es in den Gesetzen hieß.

Wer viel hat, verlangt mehr. Die Zünfte verlangten bald nach der ersten Stelle in den Städten; ihr Obermeister sollte ausschließlich das Regiment führen. Damit gab es mit den aus-

den Bürgern, besonders in den Reichsstädten, viel blutigen Streit. Bald floß Rathsherrenblut, bald gieng an die Zunstmänner. So meldet die Geschichte, daß Anno 1220 zu Braunschweig 10 Meister aufgehängt, und Anno 1301 zu Magdeburg 9 Handwerker auf öffentlichem Markt gar gebraten wurden! Endlich vertrug man sich zu gleichen Rechten am städtischen Regiment.

Ueber alle Handwerker kam ein großer Wohlstand, als der berühmte Bund der Kaufleute, die Hansa, bestand. Hamburg, Lübeck, Bremen, Köln, Augsburg, Nürnberg, Ulm u.

Die Kaufleute dieser Städte versahen fast ganz Europa mit deutschen Manufacturwaaren. (So bildete der deutsche Kunstfleiß sich seit den Anfängen unter Kaiser Karl dem Großen!) Von den Reichthümern, welche die Kaufleute dafür zurückbrachten, strömte jedesmal ein Theil über die Handwerker umher. Sogar Schuhmacher, eines der ärmsten Handwerke unserer Zeit, waren bei schönen Mitteln; Kaiser Sigismund entlich von einem Schuster 3000 Mark, eine große Summe in jenen Jahren.

Ueberhaupt gab es eine Zeit, wo der deutsche Handwerksstand vergnügt und liebevoll gewesen sein muß. Aus der strengen Lehre war feierlicher Uebergang zum Gesellen, dann freies Wandern in die weite Welt, endlich Niederlassung als Meister. Handwerk hatte einen goldenen Boden! Es bestanden Zünfte, wo selbst die Gesellen Degen tragen durften. Die Meister giengen in sammetenen Wämsern, mit silbernen Knöpfen. Die Hoffahrt der Frauen aber war gar groß. Um ihrer Eitelkeit zu steuern, erging an manchen Orten der obrigkeitliche Befehl: „die Weiber hätten ihre langen Mäntel und Schleppen auf's Rathhaus zu bringen, wo man ihnen die Kleider von den langen Schweifen fügen, und das Abzuschneidende an die Armen vertheilen werde.“

Mit dem Verfall der Hansa verschwand auch die goldene Zeit der Handwerker. Die Klagen über Hoffahrt und Herrschsucht hörten auf; aber andere Beschwerden wurden laut, die der Meister nämlich über Ungestüm und Mißbräuche ihrer Gesellen.

Keiner darunter hat sich berüchtigter gemacht, als der sogenannte blaue Montag. Derselbe scheint ums Jahr 1515 aufgekommen zu sein; denn da geschieht zum erstenmal von ihm

Erwähnung, und zwar in einer Polizeiverordnung. Man war gleich anfangs dagegen.

Der Name wird von folgendem Umstand hergeleitet: Zu jener Zeit bestand der Gebrauch, in der Fastenzeit die Kirchen blau auszumücken; sodann feierten die Handwerker, Meister und Gesellen, die Fasten-Montage durch Einstellung der Arbeit. Die Gesellen brachten, auch wieder nach der Sitte der Zeit, die freien Stunden in den Trinstuben zu, unter Gesang und Juruf, daß heute „blauer Fastmontag“ sei. Eine Nationalsitte, die nur Fastnachtslustbarkeit sein sollte, dehnte sich als „Fastmontag“ bald auf alle Wochen aus. Die Meister waren nachgiebig, weil auch ihnen der zweite Ruhetag behagte. Damit war also der blaue Montag fertig. Sein Mißbrauch führte oft zu den größten Ausschweifungen, zu Tumulten und Todtschlägen, so daß strenge Reichsgesetze gegen die Uebung erlassen wurden. Gleichwohl ist es beim alten geblieben. Den merkwürdigsten Aufstand wegen dem blauen Montag erregten Anno 1726 die Schuhknechte in Augsburg. Nach allen Städten erließen sie Briefe an ihre Kameraden, erstens um Besteuern, dann zum Verbot, in Augsburg zu arbeiten, sonst setze es Prügel genug. Die Geschichte machte in ganz Deutschland Aufsehen. Die Mißbräuche der Handwerker störten die öffentliche Ordnung, weshalb man überall trachtete, denselben kräftig zu steuern. H.

## Wallenstein.

(Mit einer Abbildung.)

Die letzten Franzosenkriege, die wohl Mancher, der den Kalender liest, selbst mitgemacht oder miterlebt hat, waren schlimme Tage; da herrschten fremde Machthaber über unser liebes deutsches Land und Volk, da mußte Mancher von Haus und Hof flüchten, um nur das arme Leben zu retten, da wurden des Landes Söhne zu vielen Tausenden hinausgeführt in fremde Länder, in das brennend heiße Spanien und in das eisige Rußland, um für fremde Macht und Herrlichkeit ihr Blut zu vergießen. Wie Viele sind hinausgezogen und nicht mehr heimgekommen, wie Viele schleppen sich jetzt noch als Krüppel unter uns herum, die Arm und Bein auf den fernen Schlachtfeldern gelassen, wie Viele erzählen ihren Enkeln noch jetzt in den langen Winterabenden von den Leiden und Freuden ihres Soldatenlebens! So

schwer auch jene Tage über unserm armen Deutschland lagen, schwerer lagen auf ihm die Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Es ist wirklich merkwürdig, wie selbst nach mehr als 200 Jahren die Gräuel und Schrecken des dreißigjährigen Krieges noch jetzt in des Volkes Mund und Gedächtniß fortleben als schwere blutige Erinnerung, in Gestalt von Sagen, bei deren Erzählung Alt und Jung ein stilles Vaterunser beten und ein „Behüt uns Gott vor solcher Noth.“

Dem du weißt, lieber Leser, daß der dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg war, in dem sich die Menschen beseindeten auf Leben und Tod um des Glaubens willen, indem sie Häuser und Dörfer und Städte zu Tausenden verbrannten zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung seines Namens, indem sie den armen gequälten Einwohnern das letzte rothe Größlein aus der Tasche, und das letzte Tröpflein Blut aus dem zu Tod gemarterten Leibe pressten. Möge der eine Gott, an den wir ja Alle glauben, uns vor der Wiederkehr solcher Zeit in Gnaden bewahren!

Solche Zeiten der allgemeinen Erschütterung wirken aber auch erschütternd auf die Geister der Menschen, und Mancher, dessen Kraft hinterm Pflug oder in der Werkstatt, in den Träumen stiller Grübeleien oder in den sinnlichen Genüssen des Lebens sich erschöpft hätte, Mancher ist durch die reizende Gewalt solcher stürmischen Tage aufgerüttelt und groß und berühmt geworden.

Zu solchen, durch die Zeit großgezogenen und berühmt gewordenen Männern gehört unser Wallenstein, oder mit seinem ganzen Namen Albrecht Wenzeslaus Eusebius Graf v. Waldstein. Er war geboren auf einem Gute in Böhmen von lutherischen Eltern, welche adeligen Geschlechtes waren, den 14. September 1583. Schon an dem Knaben zeigte sich jene unbändige Wildheit und starre Unbeugbarkeit, welche wir an dem Manne überall wieder erkennen.

Die Erziehung durch Eltern und Lehrer, der Besuch öffentlicher Schulen vermochte seinen trostigen Starrsinn, sein nach Thaten des äußern Lebens drängendes Wesen nicht zu ändern. Alle wissenschaftliche Arbeit war ihm zuwider.

In seinem 16. Jahre trat er zur katholischen Religion über, machte Reisen durch England, Frankreich, Holland, Spanien und Italien, und was er in der engen Schulstube nicht hatte sammeln mögen, das sammelte er zum Theil in der weiten Welt und im Leben. Aber schon hier

Hinf. Bote 1851.

bereicherte er sich besonders mit Kenntnissen aus dem Kriegswesen, und damit hatte sein Geist die rechte Bahn gefunden. Eine abergläubische Kunst aber, die damals viel verbreitet war, nemlich die Sterndeuterei, zog ihn besonders an. Er suchte aus den Sternen seine Zukunft zu lesen, und — was man hofft und wünscht, das glaubt man — er glaubte in denselben die Zeichen zukünftiger Größe zu erkennen. Dies, verbunden mit einem unersättlichen Ehrgeiz, wurde die treibende Kraft seines Lebens.

Sein ganzes äußeres Wesen war finster und verschlossen, selbst seine verwilderten Soldaten sahen ihm mit einem gewissen Grausen nach, wenn er durch die Gassen des Lagers schritt. Er sprach wenig, und lachte nie. Immer geschäftig, hatte er keinen Sinn für äußere Lebensgenüsse und heitere Lebensfreuden. Seine Gestalt war hager und groß, seine Gesichtsfarbe gelblich, seine Haare kurz und röthlich, seine Augen klein, aber feurig. Sein Anzug bestand gewöhnlich in Hosen und Mantel von Scharlach, einem Reiterrock von Elenhaut, einem gekräuselten Halskragen, einer rothen Leibbinde und einer rothen Feder auf dem Hute.

Durch zwei reiche Heirathen und später durch furchtbare Erpressung und Bedrückung im Krieg hatte er ein ungeheures Vermögen von angeblich etwa 60 Millionen erworben. Seine ersten Soldatendienste that er gegen die Türken, und wurde wegen besonderer Tapferkeit Hauptmann. In einem andern Kriege des Kaisers gegen die reiche Handelsstadt Venedig in Oberitalien wurde er Oberst.

In den ersten Anfängen des Religionskrieges in Böhmen, Mähren und Siebenbürgen, zeichnete er sich ebenfalls so sehr aus, daß ihn der Kaiser zum Fürsten von Friedland ernannte und ihn mit reichen Gütern belohnte.

Aber der Krieg brach bald auch im nördlichen Deutschland los, die protestantischen Fürsten verbanden sich mit dem König von Dänemark, und der Kaiser Ferdinand wußte wegen Mangel an Geld und Soldaten seiner Noth kein Ende. Da erbietet sich Wallenstein, er wolle auf eigene Kosten ein Heer von 50000 Mann auf die Beine stellen, aber mit der Bedingung, daß er der oberste Befehlshaber darüber wäre, und die Anführer desselben selbst ernennen dürfte. Was will der Kaiser machen? Er verwilligt ihm Alles.

Und siehe da, nach wenigen Monaten steht ein wohlgerüstetes Heer unter Wallensteins Bes-

D

fehlen. Hohe und Niedere hatten sich unter seine Fahnen gesammelt, angelockt durch den Ruf seines Namens, gereizt durch die Hoffnung auf reichliche Beute.

Und in einem solchen zusammengerafften Heere wußte er durch Strenge und Ernst Ordnung und Gehorsam herzustellen. Auch Tapferkeit und Muth in der Schlacht wußte er in ihnen zu erwecken, freilich auch dadurch, daß Jeder, der weichen wollte, auf der Stelle mit dem Tode bestraft wurde. In der nun folgenden Zeit kämpfte er siegreich bald gegen die protestantischen Fürsten in Deutschland, bald gegen die Türken in Ungarn, bald wieder im Norden von Deutschland, wo er besonders die Mecklenburgischen Herzogthümer besetzte, und anstatt der vertriebenen Herzoge von dem Kaiser mit deren Herrschaft belehnt wurde. Nachdem er einige feste Städte, z. B. Stralsund und Magdeburg vergebens belagert hatte, lebte er als Herzog von Mecklenburg in der Stadt Güstrow mit großer Pracht.

Aber seine Soldaten, welche er gewöhnlich durch Raub und Plünderung in Feindes- wie in Feindesland bezahlt machte, hausten schrecklich. Die einzelnen Anführer gingen mit furchtbarer Gelderpressung dem gemeinen Soldaten mit gutem Beispiel voran, und das arme wehrlose Volk mußte wie überall die Zehne bezahlen. Plündern, Sengen, Morden und alle erdenklichen Gräuelpuncte erfüllten das Land.

Da erhoben sich endlich auf dem Reichstage zu Regensburg darüber laute Klagen. Den Churfürsten von Baiern an der Spitze forderten Alle die Absetzung des gewalthätigen Wallenstein. Mitunter suchte man ihn auch zu verdächtigen, als ob er mit den Feinden, den Schweden, insgeheim in Unterhandlung stünde.

Der Kaiser konnte am Ende nimmer widerstehen und sprach seine Absetzung aus.

Es geschah, was eigentlich Niemand erwartete, Viele wohl auch nicht wünschten, — der gewaltige Mann unterwarf sich ohne Widerrede. Er zürnte dem Kaiser nicht, so sprach er sich wenigstens aus, denn seine Sterne hätten ihm gezeigt, daß des Churfürsten von Baiern Spiritus den des Kaisers beherrsche.

Er zog sich auf seine Güter nach Mähren und Böhmen zurück, und lebte hier bei einem Einkommen von sechs Millionen Thalern mit wahrhaft fürstlicher Pracht. 6 Pforten führten zu seinem Palaste in Prag, und hundert Häuser ließ

er niederreißen, um Platz für den Schloßhof zu gewinnen. 60 Edelknaben aus vornehmen Geschlechtern bedienten ihn. Dreihundert prachtvolle Pferde fanden in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen.

Obwohl er selbst mäßig lebte, so bestand doch seine Tafel gewöhnlich aus nicht weniger als hundert Bedienten. Wenn er verreiste, so folgten hundert vier- und sechs-spännige Wagen mit seinem Hausgeräthe, und in sechzig Wagen folgte sein Hofstaat.

Dabei aber unterbielt er fortwährend einen vertraulichen Briefwechsel mit dem Kaiser, der es bald bereute, ihn entlassen zu haben.

Die Schweden und die protestantischen Fürsten hatten nämlich unterdessen wieder mehr und mehr die Oberhand gewonnen, und Wallenstein mit innerer Schadenfreude ihre Siege vernommen, besonders weil sie das Land seines Hauptfeindes, des Churfürsten von Baiern, eroberten und verheerten. Das kaiserliche Heer unter dem Fürstern Tilly war in Baiern am Lech geschlagen worden und Tilly selbst gefallen. Da zitterte der Kaiser in Wien vor dem siegreichen Feinde, und sandte seine Abgesandten an Wallenstein, um ihm den Oberbefehl wieder anzubieten. Nach vielem Bitten gab dieser nach und versprach, in drei Monaten ein Heer von 30000 Mann zu stellen.

Nach allen Seiten sendete er nun seine Werber, der Bauer verließ den Pflug, der Handwerker die Werkstätte, die Aussicht auf Sold und Beute lockte Tausende herbei, denn die Erpressungen, die er überall ausübte, gaben ihm die Mittel, seine Soldaten gut zu bezahlen. So erhielt ein schwerer Reiter monatlich 9 Gulden, ein leichter 6, ein Fußgänger 4, und außerdem tägliche Kost an Fleisch, Brod und Wein, für jene Zeit eine schöne Bezahlung. In kurzer Zeit standen daher 40000 Mann unter seinen Befehlen, aber Leute, die Niemand zu führen im Stande war, als eben der, der sie zusammengebracht hatte, und der sie bezahlte. Wallenstein hatte nemlich zwar versprochen, die Mannschaft zusammen zu bringen, aber nicht sie zu führen. Darum mußte er auch dazu durch Drängen und Bitten erst bezwungen werden. Aber er stellte dem Kaiser barre Bedingungen. Diese bestanden in Folgendem: „Wallenstein erhält den unbeschränkten Oberbefehl über alle Truppen des Kaisers. Dieser darf nie beim Heere erscheinen. Der Herzog (Wallenstein) erhält als Pfand gerechter Belohn-

nung ein östreichisches Land, darf über alle Eroberungen im deutschen Reiche frei schalten und walten und allein Begnadigungen austheilen. Solche und andere ähnliche Bestimmungen gaben Wallenstein eine beinahe kaiserliche Gewalt in die Hand.

Nun aber galt es, den Feind zu schlagen, und wenn Wallenstein nicht gewaltige, ja noch geschicktere Kriegshelden gegen sich gehabt hätte, als er selber war, so hätte der dreißigjährige Krieg vielleicht fünfzehn Jahre vor seinem Ende aufgehört.

Er trieb zwar die Sachsen mit leichter Mühe aus Böhmen, aber jetzt bekam er es mit einem Gegner zu thun, der ihm an Kriegskunst und besonders an frommem Gottvertrauen überlegen war, mit dem tapfern Schwedenkönig Gustav Adolf.

Zwar verschanzte sich Wallenstein bei Nürnberg so fest, daß der Schwedenkönig nichts gegen ihn ausrichten konnte, aber die Schweden zogen, als sie mehrmals vergeblich gestürmt hatten, unter Trompetenklang an seinem Lager vorbei, und er hatte vor denselben solchen Respect, daß er sie unangefochten vorbei ziehen ließ, und erst nachdem sie fort waren, aus seinem festen Lager herauszog. Die Schweden zogen nach Schwaben. Als aber Wallenstein nach Sachsen sich wandte, machten auch die Schweden rechts umkehrt und trafen in der Nähe der Stadt Leipzig bei dem Städtchen Lützen wieder mit Wallenstein zusammen. Jetzt galt es, zu kämpfen in offener Feldschlacht. Das Jünglein schwanfte lange unentschieden hin und her, da fiel der Schwedenkönig selbst in der Schlacht, von einer tödtlichen Kugel getroffen; und was unter andern Umständen die Schlacht verloren hätte, wirkte hier das Gegenheil. Der tapfere Herzog Bernhard von Weimar stellte sich an die Spitze der Schweden, diese warfen sich, um ihres geliebten Königs Tod zu rächen, wüthend auf die Kaiserlichen, Wallenstein selbst wurde verwundet, und mußte, nachdem er all sein Geschütz im Stich gelassen, sich zurückziehen. Dies war am 16. Nov. 1632. Zum ersten Male war er hier in offener Feldschlacht besiegt worden; darüber entbrannte er in blutigem Zorn, und ließ in Prag Offiziere und Soldaten, denen er die Niederlage zuschrieb, enthaupten, hängen und Abwesende an den Galgen anschlagen und für ehrlos erklären.

Aber bald hatte er das Verlorne wieder ersetzt. Doch zog er nicht nach Norden, wo die Haupt-

macht der Schweden stand, sondern nach Schlesien, gegen ein anderes kleines schwedisches und deutsches Heer. Gegen diese blieb er jedoch, trotz seiner größern Macht, unthätig. Er unterhandelte mit den Schweden wegen des Friedens, seine Feinde sagten, er wolle sich mit Hilfe des Feindes zum König von Böhmen machen. Zwar rückte er nochmals gegen den Feind, zog auf Befehl des Kaisers durch Böhmen gegen Nürnberg zu, aber gegen den Willen des Kaisers von da zurück nach Böhmen in die Winterquartiere.

Dies benutzten seine Feinde in Wien, sie schilderten ihn als Verräther, legten dem Kaiser den Plan einer Verschwörung vor, nach welchem Wallenstein die Absicht hätte, für sich das Land Böhmen als Königreich zu erobern und mit Feindes Hilfe zu behalten.

Da hielt Wallenstein einen Kriegsrath, klagte über den Kaiser, und wie derselbe die Bedingungen des Vertrages überall verletzt habe, und viele seiner Generale stimmten ihm bei. Einer aber, er hieß Octavio Piccolomini, war Wallensteins Waffenbruder von frühesten Zeit her, aber doch sein heimlicher Feind, berichtete Alles, was geschehen, nach Wien an den Kaiser.

Dieser erließ daher am 18. Februar 1634 einen kaiserlichen Befehl, worin Wallenstein abgesetzt und nebst zweien seiner Unterfeldherren, Illo und Terzky, als Rebellen und Verräther in die Acht erklärt wurden.

Zugleich erhielten mehrere zuverlässige Feldherren den Befehl, ihn todt oder lebendig zu fassen. Darüber begab sich Wallenstein nach Eger, einer Stadt in Böhmen, welche nahe an der sächsischen Grenze liegt, um sich, wie es das Ansehen hatte, desto leichter und schneller mit dem Feinde vereinigen zu können. Dies hätte aber für den Kaiser sehr schlimme Folgen haben können.

Daher verbanden sich einige Offiziere der Besatzung von Eger, nemlich der Oberst Leslin, ein Irländer und bisher ein Vertrauter Wallensteins, der Festungscommandant Buttler, und der Oberstlieutenant Gordon, zwei Schottländer, um ihn zu ermorden.

Das Heer war ihm größtentheils zugethan, darum konnte man nur durch List zum Ziele gelangen. Am 25. Februar 1634 wurde daher ein Gastmahl veranstaltet, wozu die vertrauesten Freunde Wallensteins, Illo, Terzky, Rinsky, und Neumann eingeladen waren. Plötzlich, als der Wein schon stark in den Köpfen spuckte, dringen die Dragoner Buttlers in den Saal, und

unter ihren Streichen fallen die vier bezeichneten Opfer.

Nachdem dies geschehen, ohne daß man es nach Außen bekant werden ließ, konnte man dem Herzog selber leichter beikommen.

Ein Irländer, Deveroux, und sechs Hellebardierer wurden zur Vollstreckung des Blutbefehls beordert. Sie überfielen ihn in seinem Schlafzimmer, wo er schweigend den Stoß der Hellebarden in seine eiserne Brust empfing und ebenso lautlos augenblicklich todt niedersank. (Siehe die Abbildung.)

So endete in einem Alter von noch nicht 52 Jahren ein Mann, welcher mit vielen großen Eigenschaften des Geistes eben so viele Fehler des Herzens verband.

Er war jedenfalls ein wichtiger Mann in seiner Zeit, und hätte auch ein großer und gesegneter Mann werden können, wenn nicht der Troß seines stolzen Herzens ihn frühe schon auf Abwege geführt, und so seinen zahlreichen Feinden Mittel und Wege an die Hand gegeben hätte, ihn mit oder ohne Grund zu verläumdern. Und so sehr auch selbst in der neuesten Zeit gelehrte Männer es versucht haben, ihn zu vertheidigen, und so sehr auch jetzt noch lebende Nachkommen seiner Familie auf dem Prozeßwege es haben erzwingen wollen, sein Andenken und seinen Namen wieder zu Recht und Ehren zu bringen, es ist ihnen nicht vollständig gelungen, ihn reinzuwaschen von dem Flecken des Verraths an seinem Fürsten und seinem Vaterlande. Was vielleicht noch einmal darüber an den Tag kommt, soll der Leser seiner Zeit erfahren, wenn's nemlich der Bote selbst erfährt.

### Die Heimath.

Tief im Menschenherzen wurzelt die Liebe zur Heimath; dies Gefühl wächst mit uns auf, und begleitet uns durchs ganze Leben. Die Bande, welche den Reichen an die Heimath fesseln, sind auf Erden geschmiedet, aber die, welche den Armen an seine Geburtsstätte knüpfen, tragen des Himmels Stempel. Denn des Armen Anhänglichkeit an seine Heimath hat eine edlere Wurzel, in der Seele keimend. Er hat ja keine andern Schätze, als die Zuneigung seines Herzens, somit kann man sagen, seine Liebe zur Heimath komme von Gott! — Die Liebe zum eigenen Heerd ist auch der Keim der Vaterlandsliebe.

Und das theuerste der Bande,

Bleibt die Lieb' zum Vaterlande.

In der Regel sind die Bewohner der Gebirgsgegenden ihren rauhen Derrlichkeiten mehr zugehan, als die Leute auf der Ebene ihren glatten Landschaften. Den Schwarzwälder mag sein Handel weit in die Welt hinaus führen, er wird es jeweils als das beste Schick betrachten, wenn er nach wohl angewendeten Mühen und gelungenem Erwerb sich in der Heimath zur Ruhe setzen kann.

Er bringt zur Heimath wieder,

Die alte Lieb' und Treu,

Er läßt sich fröhlich nieder,

Denn ihn arüßt alles wieder

Mit alter Lieb' und Treu!

Ein denkwürdiges Beispiel solcher Gesinnungen liefern die Bewohner der kleinen Inseln an der Meeresküste von Schleswig und Holstein, diesen zwei nördlichsten Ländern von Deutschland, wo vor ein Paar Jahren unsere Soldaten waren.

Die stürmischen Wogen des Meeres haben im Lauf der Zeit vom festen Lande Stücke abgerissen, welche nun als eine Reihe bald kleiner bald größerer Inseln längs dem Mutterlande sich hinziehen. Diese Eilande sind theils durch Dämme, theils durch aufgeworfenen Meerstrand, vor den Meereswogen geschützt, da sie oft nur zwei bis drei Fuß höher liegen, als der Stand der gewöhnlichen Fluthen des Meeres. Treibt aber ein Sturm das Gewässer, so wird gar oft die ganze Insel von der wogenden See überströmt. Die bedeutendsten dieser Inseln sind kaum eine halbe Stunde lang und breit, und zählen an 30 bis 50 Haushaltungen; die kleinern sind manchmal nur von einer einzigen Familie bewohnt. Auf künstlichen Erderhöhungen stehen die einzelnen, dürftigen Wohnungen. Man trifft keinen Flecken Gartenland für ein wenig Gemüse an, keinen Strauch, keinen Baum. Der Ueberschwemmungen wegen sproßt kein fröhliches Gewächs, keine nährnde Frucht; nur ein mageres Gras wächst, das allein dem genügsamen Schaaf zur spärlichen Nahrung dienen kann. Selbst an trinkbarem Wasser ist Mangel, denn man ist auf das Sammeln von Regenwasser beschränkt. Auch die Freude des Fischfanges ist den Bewohnern dieser Inseln verbittert, weil in den trüben Gewässern um die Halligen herum (so nennt man die Inseln) die Fische nur sparsam sich einfinden. Und dies hier an Gaben so arme Meer bedroht fortwährend die Halligbewohner mit Verderben

deirge-  
bruge-  
glauer  
ag seu  
er wird  
vonn er  
igenem  
stamm.

inmun-  
lein an  
offein,  
enisch-  
bdaren

ben im  
ruffen,  
d groi-  
unzie-  
mme,  
e den  
i bis  
er ge-  
oder  
si die  
röm.  
eine  
an 30  
anph-  
som.  
uzel-  
emen  
ie an,  
leber-  
e We-  
gered  
haaf  
th an  
d auf  
Rach  
uern  
Ge-  
man  
nden.  
dreh  
aven





und Untergang. Bricht der Sturm zugleich mit der Fluth auf die Eilande ein, so steigen die Wasser gegen zwanzig Fuß über den gewöhnlichen Stand. Dann sind die Wohnungen auf ihren erhöhten Stellen nicht mehr sicher; das tobende Meer reißt sie mit den Menschen in den Abgrund. Dennoch liebt der Halligbewohner seine Heimath, liebt sie über Alles. Der aus der Sturmfluth Gerettete baut sich sonst nirgends wieder an, als an dem Fleck, wo er Alles verlor und in kurzem wieder Alles, selbst sein Leben, verlieren kann. Und nicht etwa die Unbekanntheit mit den Vorzügen anderer Länder ist es, was dem Halligbewohner seine Heimath lieb macht. Nein, er hat die fruchtbarsten, reichsten Strecken auf dem nahen Festlande vor Augen. Dst auch führt ihn der Dienst auf Schiffen in ferne Lande. Er hat Alles gesehen. Aber er kehrt mit seinem Ersparten heim zu seinem geliebten Eilande, und kaum hat er sich da wieder eingerichtet, so ist er in seinem Thun wie Einer, der nie die Welt sah.

Aus jener Gegend hat sich noch eine rührende Sage erhalten. Die Einwohner einer Insel sahen sich durchs Meer und den Flugsand so bedroht, daß sie ihre Häuser in Zeiten verließen und sich in der Nachbarschaft ansiedelten. Nur eine alte Frau wollte die gewohnte Hütte nicht verlassen und blieb allein zurück. Sie nährte sich durchs Auslesen der Fische und Vögel, welche das Meer anspült, und der Eier, die sie im Sand gefunden. Bei diesen Gängen begleitete sie stets ihre treue Kage. Endlich ward die gute Alte krank und konnte nicht mehr ausgehen. Da ernährte sie die Kage, welche regelmäßig auf Fouragierung ausging, und Fische, Vögel und Eier heim brachte. Dies dauerte geraume Zeit, bis die Nachbarn es erfuhren, und die Kranke mit der treuen Helferin in Verpflegung nahmen.

Jetzt, liebe Leser, vergleicht einmal solche Zustände mit den Eurigen! Wird man nicht des Dafürhaltens, daß Neppigkeit, Wirthshaus-sitzen und Wohlleben keineswegs Quellen der Zufriedenheit sind. Herr! bewahre in mir den ruhigen Sinn! H.

### Geschichtliche Erinnerung.

Im Fürstenthum Lauenburg, (oberhalb des Königreichs Hannover,) liegt das Dorf Groß-Pampau. Dasselbst zeigt man ein altes, charakteristisches Bauernhaus, von dem man behauptet,

daß unser berühmter Schall, Till Eulenspiegel, darin das Licht der Welt erblickt habe. Bekanntlich soll er in dem nahen Dorf Melle begraben sein, nachdem er im Jahr 1350 der damals herrschenden schrecklichen Seuche, dem sogenannten schwarzen Tod, erlegen ist. — Zur Seite des etwas hochgelegenen Dorfs ist ein kleiner Teich, auf dem Till, wie man im Ort noch gern erzählt, seinen ersten Streich verübt habe. Die Eltern waren mit ihm zum nahen Pfarrdorf zur Taufe gefahren. Auf dem Rückweg fiel ein gewaltiger Platzregen, und als man völlig durchnäßt nach Haus gekommen, fehlte der Täusling. Man ging zurück, um ihn zu suchen; siehe, da schwamm er im dicken Tragkissen auf dem oben erwähnten Teich, in den er vom Wagen sanft hinab gerutscht war und soll freundlich gelacht haben. Die Leute sagten damals schon, daß aus dem Kind etwas Bedeutsames werden müsse, da er an einem Tag dreimal getauft worden sei: nämlich in der Kirche, im Regen und im Teich.

Eulenspiegels Name bezeichnet heut zu Tage noch sprüchwörtlich alle muthwillig-lustigen narri-schen Streiche. Dergleichen verübend zog einst Till durch Deutschland, Polen, ja selbst nach Rom. Seine Abenteuer und Schwänke sind zuerst in plattdeutscher Sprache beschrieben gewesen; es wurde ein Lieblingsbuch des Volks, und ist auch in viele fremde Sprachen übersetzt worden. Unanständigkeit können dem Buch allerdings vorgeworfen werden. Die erste Ausgabe in unserer hochdeutschen Mundart erschien 1519 in Straßburg. H.

### Aus alter Zeit.

1.

In Schlessen lebte Anno 1613 eine gar edle, wohlthätige Fürstin, die Herzogin Dorothea von Brieg. An gewissen Tagen wurden die Schulkinder zu ihr auf's Schloß geladen, dort bewirthet und die Fleißigen beschenkt. Einst fragte sie ein kleines Mädchen: „wie heißest du?“ „Anna,“ lautete die Antwort. „Und wie heiße ich?“ „Lieb Dorel,“ erwiderte das naive Kind. — Der Schulmeister wollte dem Mädchen die kurze Rede verweisen, da aber faltete die gute Fürstin die Hände, hob sie gen Himmel und sagte: „Gott sei gelobt für solch köstlichen Titel, ich will ihn nicht gegen eine Majestät verwechseln. Die Liebe ist mehr werth.“

Anno 1480 war Georg Emmerich Bürgermeister der Stadt Görlitz in Schlesien. Er ließ daselbst auf seine Kosten eine Nachbildung des heiligen Grabes in Jerusalem aufrichten; ein Werk, das weit und breit berühmt wurde, und noch besteht. Wegen seinem Reichthum nannte man ihn nur den König von Görlitz. Und doch ließ er, als Bürgermeister, einst seine Frau und Tochter durch den Stadtdiener aus der Kirche führen, weil sie mit zu breiten Borten und Bändern auf dem Kopf ins Gotteshaus kamen, was nach der damaigen Kleiderordnung verboten war. Man hielt strenge auf einfache Sitte. H.

### List über List.

Hundert Jahr früher, als die Könige David und Salomon in Jerusalem lebten, regierte im Land Egypten ein König, Ramsinitus geheissen. Dieses Königs Reichthum an Geld ist so groß gewesen, daß ihn kein anderer Fürst überbieten konnte. Zur Aufbewahrung dieses Schatzes ließ er ein steinernes Gewölbe erbauen, das mit einer seiner Wände zunächst an die Zimmer seines Schlosses stieß. Der Werkmeister welcher die Bestimmung des Gewölbes merkte, hat aus bösen Absichten dabei folgenden ange stellt. Er richtete einen großen Stein so zu, daß er sich von einem Mann leicht aus der Wand herausnehmen ließ, und den Einschlupf ins Gewölbe verstatete. Kurz nach der Beendigung des Baus besiel den Werkmeister eine tödtliche Krankheit. Da vertraute er seinen zwei Söhnen, wie er für sie gesorgt, daß sie vollauf zu leben hätten; er entdeckte ihnen das Kunststück das er bei Erbauung der königlichen Schatzkammer angewandt; gab ihnen die Anweisung und genaue Beschreibung, wie der Stein herauszunehmen sei, und bedeutete sie, ja immer auf sich acht zu haben, damit sie nicht verdächtig würden. Nach dem Tod des Vaters schoben die Söhne das Werk nicht lange auf; sie giengen des Nachts zur Königsburg, fanden wirklich den Stein in dem Gebäude auf, konnten auch leicht damit umgehen, und nahmen eine Menge Geld mit fort. So trieben sie es mehrmals. Als nun der König wieder einmal das Gewölbe öffnete, wunderte er sich gewaltig über das sichtbare Schwinden seiner Schätze; wußte aber doch Niemanden Schuld zu geben, da das Siegel an der Thüre unverletzt, und das Gewölbe verschlossen war. Doch da er bei jedem Öffnen die

Schätze immer vermindert sah, denn die Diebe hörten nicht auf zu plündern, so machte er es also. Er ließ künstliche Fallen oder Schlingen verfertigen, und legte sie um die Geldkisten herum. Da nun die Bursche kamen, wie zuvor, und Einer hineinschlupfte und an eine Kiste ging, wurde er so gleich in der Schlinge gefangen. So wie er seine Noth bemerkte und daß keine Rettung aus der gewaltigen Falle thunlich sei, rief er seinem Bruder, gab ihm die Sache zu erkennen, und bief denselben eiligt beizuschlupfen; er verlangte von ihm den Tod, wegen der fürchtbaren Schmerzen, welche die eiserne Spizen der Falle, die tief ins Fleisch giengen, ihm verursachten, und die Glieder förmlich gebrochen hatten, auch solle er ihm dann den Kopf abschneiden und diesen mitnehmen. Damit man den Leichnam nicht erkenne und der Bruder nicht ebenfalls ins Verderben gerathe. Letzterer vollzog auch wirklich das schauderhafte Verlangen des Festgehaltenen; er gab ihm den Tod, raste den Stein wieder in die Fuge und gieng nach Haus mit dem Kopf des Bruders. Als der König am Tag darauf ins Gemöb trat, wurde er ganz betroffen durch den Anblick von dem Leib des Diebs, der ohne Kopf in der Schlinge saß, während doch das Gemach unbeschädigt war. In dieser Verlegenheit ließ er den Leichnam des Diebs an der Schloßmauer aufhängen, und stellte Wächter dazu mit dem Befehl, wenn sie Jemand weinen oder weklagen sähen, den sollten sie ertreiben. Bei den Völkern des Alterthums war nämlich der Glaube, daß die Seele des Todten so lange keine Ruhe habe, als der Körper unbestattet bleibe. Deshalb war es für die Verwandten äußerst schreckhaft, Einen der Idrigen unbestattet zu wissen. Auf die Wirkung dieses Glaubens rechnete der König. Er täuschte sich nicht; die Mutter des Getödteten konnte den Kummer, den Leichnam ihres Sohnes ausgehängt zu sehen, nicht überwinden; sie sprach mit dem übriggebliebenen Sohn, und gebot ihm, es zu veranstalten, wie er nur könne, daß er den Leib seines Bruders herunterkriege. Ja, sie drohte ihm, zum König zu gehen, und anzuzeigen, daß er die Schätze habe. Also bedrängt, wandte derselbe nun folgenden Kunstgriff an. Er holte mehrere Eitel, leate ihnen Schläuche voll Wein auf, und trieb die Eitel vor sich her, als wenn er einen Weintransport zu besorgen hätte. (Im Morgenland wird heut noch der Wein nicht in Fässern sondern in ledernen Schläuchen verführt.) Als er an die Wache des ausgehängten Todten kam, zog er heimlich das Band auf, welches mehrere Schläuche am Zipfel zusam-

menhielt, so daß der Wein anfang auszulaufen, worüber er alsbald ein klägliches Geschrei erhob. Die Wächter aber sahen nicht sobald die Menge Wein, die auslief, als sie sämmtlich mit Gefäßen herbeikamen, und den ausfließenden Wein als gute Beute einsammelten, worüber der angebliche Eselstreiber sich sehr zornig stellte, und Alle ausschalt. Da ihm aber die Wächter freundlich zuredeten, schien er allmählich ruhiger zu werden, und den Zorn abzulegen; zuletzt trieb er die Esel aus dem Weg, und schirrte sie wieder zurecht. Wie nun ein Wort das andere gab, auch der und jener seinen Spaß mit ihm hatte, und ihn zum Lachen brachte, gab er ihnen noch einen Schlauch Wein zum Geschenk. Nun lagerten sich die Wächter zum Trinken; sie wollten ihn auch dabei haben, wozu er sich nach vielem Reden verstand, und dabilieb. Endlich, als die Soldaten ihm beim Trinken gar schön thaten, gab er ihnen noch einen zweiten Schlauch dazu. Da wurden die Wächter vom tüchtigen Zechen übermäßig betrunken, und vom Schlaf überwältigt. Nun nahm er, da es inzwischen Nacht geworden, den Leichnam des Bruders herunter, und schor auch allen Wächtern zum Schimpf den rechten Backenbart ab; legte sodann den Leichnam auf die Esel, und trieb sie eilig und still nach Haus.

Als nun den andern Tag dem König gemeldet wurde, der Leichnam des Diebs sey weggekommen, da hat er es sehr schwer empfunden. Er wollte durchaus ausfindig machen, wer in aller Welt so listige Streiche angestellt habe. Zu diesem Zweck ließ er öffentlich verkünden, daß Jedermann sich um die Hand seiner Tochter, einer sehr schönen Prinzessin, bewerben dürfe, und deshalb freien Zutritt zu ihr habe, auch daß derjenige sie zur Frau erhalte, der ihr unter den verschiedenen Lebensabentheuern den klügsten und den sündlichsten Streich zu erzählen wisse. Er hoffte, daß Einer mit der Geschichte vom Schatz und dem Leichnam herausdrücken könnte, und da gebot er der Tochter, denselben sofort festzuhalten, und der Wache zu rufen. — Der Dieb hörte die Verkündigung; er merkte gleich, wo das hinaus wolle, und beschloß, den König noch an List zu übertreffen. Er schnitt den ganzen Arm vom frischen Leichnam des Bruders bei der Schulter ab, und nahm ihn unter dem Mantel mit. So gieng er zur Tochter des Königs und da sie ihn ebenso wie die Andern befragte, erzählte er ihr als seinen sündlichsten Streich, daß er seinem Bruder, der in der Schatzkammer des Königs in eine Falle gerieth, den Kopf abgeschnitten, und als den klügsten, daß er die Wächter trunken gemacht, und den aufgehängten

Leichnam seines Bruders fortgenommen habe. Als die Prinzessin dies hörte, wollte sie ihn fassen; der Dieb streckte ihr aber den Arm des Todten hin, worauf sie zugriff, er ließ denselben schnell los, und entwichte zur Thüre hinaus, ehe die erschrockene Prinzessin um Hülfe zu rufen vermochte. Als nun auch dieses dem König hinterbracht worden, fand er sich aufs höchste verwundert über die Schlaueigkeit und Kühnheit dieses Menschen. In seinem Land ließ er nun eine Verkündigung ergehen, daß wenn derselbe sich beim König einstelle, er nicht allein volle Straßlosigkeit, sondern auch die Hand der Prinzessin erhalten werde. Dieser Verkündigung traute der schlaue Mensch, und meldete sich beim König, der ihn auch freundlich empfing, ja ihm die Tochter zur Hausfrau gab und ihn besonders ehrte, als den allergescheidtesten Menschen seines Reichs.

Diese merkwürdige Erzählung berichtet der älteste der weltlichen Geschichtschreiber, Herodot aus Griechenland, er lebte zur Zeit des Hohenpriesters Esra, welcher die Iraeliten aus der babylonischen Gefangenschaft wieder nach Jerusalem führte, was ungefähr 450 Jahre vor Christi Geburt statt hatte. Derselbe Geschichtschreiber meldet ferner, daß unter jenem Könige Ramsesius das Reich Aegyten in guter Verfassung und Blüthe gewesen sey. Anders ward es unter dessen Nachfolger, Cheops geheissen, ein harter, grausamer Fürst. Dieser ließ die großen Pyramiden erbauen. Beständig mußten über hunderttausend Männer frohnden, die alle 3 Monate abgelöst wurden. Diese Abmühung des Volks hat durch 30 Jahre gedauert, wovon 10 Jahre allein zur Herstellung eines Wegs verwendet wurden, um aus weiter Ferne die Steinblöcke herzuschaffen, und 20 Jahre brauchte man, um daraus die noch vorhandenen Pyramiden aufzurichten, bei denen kein einziger Stein unter 30 Fuß ist. Diese Pyramiden wurden einst unter die sieben Wunderwerke der Welt gerechnet; die größte ist an 600 Fuß hoch. Man ist heut zu Tag noch nicht im klaren, mit welchen mechanischen Hülfsmitteln diese ungeheuren Bauwerke zu Stand gebracht wurden, und was eigentlich ihr Zweck gewesen sey. Es sind große, vieredrige, allmählich in schiefer Richtung spitz zulaufende Steinfügungen, gewöhnlich an der Grundfläche so breit, wie die ganze Höhe, deren 4 Seiten nach den 4 Himmelsgegenden gerichtet sind. D.

### Die wunderbare Errettung.

Gedenke stets, o Jüngling, daß Vater und Mutter dir die ältesten und besten Freunde sind!

Diese Wahrheit sollte einem leichtsinnigen Sohne auf seltsame Weise wieder erweckt werden.

Es sind über 150 Jahre, daß eine damalige Schrift folgende wunderbare Geschichte, als vollkommen wahrhaft, berichtete. Der Sohn einer ehrbaren frommen Familie aus den Rheingegenden zeigte große Lernbegierde, und erprobte nebst dem lauter gute Eigenschaften. Deshalb wendeten die vermöglichen Eltern gerne ein Beträchtliches an dessen Unterweisung, sandten ihn auch im 19ten Jahr zur weitem Ausbildung auf die hohe Schule nach Würzburg. Vertrauensvoll entließen sie ihn; er hatte ja bis dahin sich immer untadelig aufgeführt. Beim Abschied empfahl ihm der Vater den Spruch: „Denke stets, daß ich dein ältester und bester Freund bin!“ Leider vergaß der Jüngling diesen rührenden Segen. Leichtsinnige Kameraden zogen ihn in den Strudel der Zerstreuungen; er vernachlässigte das Lernen, machte viel Aufwand, und war ohne weiters auf dem geraden Weg zum Verderben. Die besorgten Eltern merkten sowohl an dem häufigen Geldbegehren des Sohnes, als auch an den Berichten, welche sie über ihn einzogen, wie schlimme Wege er wandte: also beschieden sie ihn zur Heimath, damit er später eine andere Schule beziehe.

Für Soldaten, Studenten, Handwerksbursche giebt's keinen Umweg, sagt das Sprüchwort. Als die Vacanz eintrat, machte sich unser Schüler zu Fuß auf und marschirte heitern Sinnes durch die schönen Thäler des Mainthals. Wohl stiegen ihm manchmal besorgliche Gedanken über den Empfang zu Haus, auch Neue über die leichtsinnig vergeudete Zeit auf, doch hasteten sie nicht, bis ein schauerliches Ereigniß sie zum Durchbruch steigerten.

Der große Speshardwald, durch den ihn nun sein Weg führte, war damals und lange nachher noch, der Räuber wegen, die in ihm hausten, gar übel berüchtigt. Unglücklicherweise verfehlte er die rechte Straße, und gerieth erst Abends, nach mühseligem Umherirren, an eine Hütte, wohin ihn der Lichtschimmer durch's Fenster geleitet hatte. Auf sein Klopfen erschien eine alte fränkliche Frau, welche den Wanderer verwundert, aber gutmüthig, ansah, doch trotz seines Bittens und seiner Bereitwilligkeit, mit irgend einem Winkel vorlieb zu nehmen und es dankbar zu bezahlen, ihm dies Begehren trocken abschlug. Da er jedoch von seinem Ansuchen durchaus nicht ablassen wollte, erwiederte die Frau: Er solle sie nicht für unbarmherzig halten, es geschehe um

seinetwillen; das Haus gehöre einer Räuberbande, die eben ausgezogen sei, um einem Fuhrmann aufzuwachen. Diese wilden Menschen würden ihn zuverlässig umbringen. Also möge er sich lieber dem Schuß Gottes im Wald anvertrauen. Dabei weinte sie bitterlich, gab dem Hungrigen auch Brod und Milch zur Erquickung; sagte, sie ginge gerne mit ihm, wenn sie nur könnte, aber sie sei gelähmt, deshalb hätten die Räuber sie eingefangen, damit sie ihnen koche und die Haushaltung verseehe.

Der todtmüde Jüngling würde keinen Schritt mehr haben thun können, hätte der Schrecken nicht seine Füße beflügelt. Es dünkte ihm ein großes Glück, als gerade die volle Mondescheibe aufstieg und das Waldgestrüpp so viel beleuchtete, daß er nicht bei jedem Schritt über Wurzeln und Steine straucheln mußte, sondern den Weg doch erkennen konnte, den er in Eile und im Zickzack durch das Dickicht nahm. Auf diese Weise hatte er eine ziemliche Strecke zurückgelegt, und fing schon an, Hoffnung zu schöpfen, er sei der Gefahr entronnen. Aber der Arme wußte nicht, daß er eigentlich nur im Kreis herumgelaufen war, und mit jedem Schritt seinem Unglück näher rannte! Denn gerade als er noch, einem gebezten Hirsche gleich, einige rasche Sätze machte, und jetzt aus dem Walde an einen freiem Ort hervorsprang, befand er sich plötzlich mitten unter den Räubern, welche den geraubten Wagen von der Straße weg dahin geführt hatten, um ihn bequemer auszuladen und dann den erschlagenen Fuhrmann da zu begraben.

Erstarrt von Entsetzen, und von Todesangst durchrieselt, stand der Arme nun in Mitte der Räuberbande, die mit Blitzesschnelle ihn umringt hatte. — Um in ihrem Raubgeschäft nicht aufgehalten zu werden, versparten sie dessen Tödtung, die sie mit besonderer Lust vornehmen wollten, bis sie ihre Beute in Sicherheit gebracht hätten. Sie nahmen ein geleertes Faß, stießen mit Ungestüm den Jüngling hinein, schlugen den Deckel fest zu, öffneten jedoch das Spundloch, und ließen ihn unter rohen Scherzen in dem engen Behälter liegen.

Es ist unschwer zu ermessen, was für kummervolle Gedanken in der Seele des Jünglings aufstiegen. So jung, und die Bitterkeit des Todes vor Augen zu haben, dies ist zu viel für ein armes Menschenherz! Schmerzliche Thränen, Thränen des innigsten Neugefühls ob der unnütz verlebten Tage, strömten von den Augen. Denn es

war ihm, wie es im Menschengemüth durch höhere Schickung zu geschehen pflegt, plötzlich ein Licht aufgegangen, die wahre Beschaffenheit seines Gewissens klar beleuchtend; dergestalt, daß er nun Schuld und Gericht mit einem Male erkannte. „Ich habe dich verlassen, o Herr, und nun verlässest du mich; aber sieh, Erbarmungsreicher, mein Elend und meine Neue an,“ — seufzte er aus bewegter Brust.

Unter solchen, der Tiefe des Gemüthes mit Inbrunst entsprossenen Gebeten hatte der Jüngling eine Weise zugebracht, als Friede in seinem Herzen aufging, und eine wunderfame Tröstung über ihn kam. Bald darauf ließ sich ein seltsames Geräusch um das Faß herum hören. Er suchte sich zu sammeln, um über dies Geräusch, das zuweilen wieder verstummte, nähern Aufschluß zu gewinnen. Er legte das Auge an das Spundloch, und sah, daß Wölfe, wüthend und scharrend, in einem fort das Faß umschlichen, und da und dort, wo eine Spalte sich zeigte, die Schnauze anlegten. Dies Spiel dauerte einige Zeit, und der Gefangene mußte sich jetzt des sichern Kerkers fast erfreuen. Endlich hatte ein Wolf das Spundloch aufgefunden, und im thierischen Instinkt, zur Erforschung des Inhalts, den Schweif durch die Oeffnung gesteckt und damit dem Gefangenen das Antlitz berührt. Dieser hingegen, ohne im Augenblick recht zu wissen, zu welchem Ziel und Ende er es that, ergriff selbst sogleich mit beiden Händen und zog ihn mit aller Gewalt an sich. Der Wolf fing in Angst, da er sich nicht losreißen konnte, jämmerlich an zu heulen, daß die übrigen Gefährten die Flucht ergriffen. Nun erhob sich zwischen den zwei Gefangenen ein seltsamer Streit. Es dauerte nicht lange, so begann das Faß den Anstrengungen des Wolfes nachzugeben und fortzurollen. Wie gesagt, ohne klar bewußte Absicht hielt der Student den Wolf aus aller Kraft fest, so oft er auch von dem an ihn hinrollenden Faß sich mühselig hervorarbeiten mußte. Endlich geschah es, daß man bis zum Rande eines jähen, steinigten Abhangs gelangte, wo alles über einander den Berg hinab rumpelte, der gequetschte Wolf heulend davon lief, das Faß in Trümmer ging und der Jüngling auf freiem Fuß stand. Er war gerettet!

Zum Schluß ist nur Weniges zu berichten. Mit Tagesanbruch kam der Jüngling in eine sichere Herberge, wo seine zerschellten Glieder ausruhen konnten. Die Räuber wurden in ihrem Versteck eingefangen und erhielten am Galgen den ver-

dienten Lohn. Die alte Frau fand bei den Eltern des Jünglings dankbare Pflege bis an ihren Tod. Der so wunderbar Gerettete aber pries durch sein ganzes Leben die Barmherzigkeit des Allmächtigen; er zeigte sich derselben würdig, vergaß nie mehr den Spruch, der oben erwähnt ist, und ward im vollen Sinn des Wortes ein trefflicher Pfarrer. Ein gelehrter Mann schreibt von ihm: „Der Herr, von dem alles Gute kommt, ließ durch ihn eine lange Reihe von Jahren viel Gutes und Ersprißliches zum Heile der Menschheit geschehen.“

Wer in dieser Geschichte nichts als eine kurzweilige Erzählung erblickt: der thut sich, der Sache und dem Schreiber groß Unrecht!

Man siehet es erst recht, wie viel Gott vermag in Gefahren, haltet am Glauben fest, und seht an dieser Gesinnung; Denn sie macht im Glück verständig und sicher, im Unglück reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.

H.

## Der Herr hilft den Seinen.

(Mit einer Abbildung.)

In einem Dörflein im Schwabenlande lebte vor etwa 40 Jahren ein gar bescheidenes Ehepärchen, das nun ziemlich über die Blumentage des Erdenlebens hinaus war. Und wahrlich, jung waren sie zwar auch gewesen, wie wir Alle, und hatten einst fröhlicher und leichtfertiger in das Leben geschaut als jetzt, aber die Bonnetage waren ihnen kurz gewesen und das Leben hatte ihnen nur zu bald ein saueres Gesicht gemacht. Denn der Ehemann war Schulmeister im Dörflein, und Frau Gertrud war sein treues Ehgespons. Da gab's denn mehr Seufzertage und Sorgenstunden, als Tage der Fröhlichkeit, mehr Thränenabende, als Feiertage im Jahr. Mit Kindern war zwar das Pärlein reichlich gesegnet, aber auch mit Sorgen reichlich und mit Erdengütern spärlich. Der Himmel hatte sich der armen Würmlein großentheils wieder erbarmt und hatte so eine Lücke nach der andern an der Kartoffelschüssel, aber auch tiefe Wunden und Lücken im Herzen der guten Eltern gemacht.

Bei all dem war jedoch der alte Lambert, wenn er aus dem Schulstauhe heimkam und die schlimmen Buben ihm die Galle heraus-

getrieben hatten bis in die Fingerspitzen und bis in sein probates Haselstöcklein, immer still vergnügt und fröhlich getrost. Er setzte sich gewöhnlich in der Dämmerungsstunde neben seine fromme Gertrud auf die Ofenbank und sang mit ihr aus vollem Herzen: Wer nur den lieben Gott läßt walten, oder: Befiehl du deine Wege, oder sonst ein frommes Lied, oder las noch irgend ein schönes Kapitel aus dem lieben Gotteswort. Da drauß schief sich's dann gar friedlich, bis der Tag anbrach und mit ihm des Lebens Noth und Sorge.

Doch auch dieses bescheidene Erdenglück sollte nicht Bestand haben. Eine schnell ausgebrochene Krankheit schloß dem treuen Vater Lambert die müden Augen, und mit dem Erlöschen dieser Augen schien auch aus Gertrud's Leben der schönste Stern erloschen.

Ein Knäblein hatte ihr der Herr gelassen von sechs Kindern, aber es war, als ob dieser Knabe allein sie trösten sollte für den Verlust der Heimgegangenen. Denn es war eine Freude, zu sehen, wie er heranblühte leiblich und geistig, und wie eine fröhliche Knospe nach der andern keimte und aufging in dem vielverheißenden Geiste und kindlich frommen Gemüthe des Knäbleins. Der Segen Gottes ruhte auf ihm sichtbarlich. Darum hatte auch der alte wackere Pfarrer im Dörflein ihn frühe schon liebgekommen und hatte manchen guten Keim gepflanzt und gewedt in seinem allzeit offenen und empfänglichen Herzen, vor Allem aber den starken Keim der Frömmigkeit und der Gottesfurcht. Du mußt einmal etwas Rechtes werden in der Welt, mein Sohn, und eine Stütze und eine Ehrenkrone für deiner Mutter graues Haupt, so hatte er öfter zu dem kleinen Friedrich gesprochen und keine Zeit und Mühe spart, ihm allerlei nützliche Kenntnisse in weltlichen und himmlischen Dingen beizubringen.

Auch läete er auf kein dürres und unfruchtbares Land; denn mit jedem Tage entfalteten sich herrlichere Gottesgaben in Friedrichs heranreifendem Geiste. Nach Bahren treuer Arbeit war er fähig, eine Universität zu beziehen, um sich für einen bestimmten Lebensberuf auszubilden. Der gute Pfarrer hatte versprochen, so lange er lebe, seine helfende Hand nicht von ihm abzuziehen. Aber leider waren auch seine Tage gezählt, der fromme Knecht Gottes schloß eines Tages die müden Augen für immer und konnte seinem lieben Bögling nichts

hinterlassen, als die gute Saat, die er in des Jünglings Herz und Geist gelegt und seinen Segen.

Was war jetzt zu thun? Der knappe Wittwengehalt der Mutter Gertrud reichte kaum für des Lebens Nahrung und Nothdurft, geschweige denn für das Söhnlein in die Fremde, und wenn's auch das Fasten aus dem ff gelernt hätte.

Doch der Herr Pfarrer hatte ja oft gesagt: Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, und darauf baute Friedrich seine Hoffnung. Zwar konnte es die sorgliche Mutter fast gar nicht über's Herz bringen, ihren lieben Friedrich so ohne alle Stütze in die weite Welt zu schicken, und sie hatte ihm sogar, freilich mit zagendem Herzen, den Vorschlag gemacht, abzustehen von größern Dingen und in Gottes Namen den Haselstecken in die Hand zu nehmen, und an seines Vaters Stelle die Kleinen das ABC zu lehren. Aber, der bisher geholfen, wird auch ferner helfen, war Friedrichs Trost; unter Thränen packte er seine geringen Habseligkeiten zusammen, drückte noch einmal die Mutter an's Herz, und wanderte hinaus aus der ärmlichen Hütte der Heimath.

Vom nächsten Berge warf er noch einen letzten nassen Blick in's freundliche Thal, wo er die fröhlichen Tage der Kindheit verlebt hatte, dankte dem Herrn, der ihn bisher so liebevoll geleitet, befahl sich seiner ferneren Obhut, und setzte den Stab vorwärts zur Wanderung. Nach der fernen Stadt Leipzig, wo ein Landsmann wohnte, der schon früher versprochen hatte, sich seiner anzunehmen, wollte er ziehen. Wenig Baarschaft in der Tasche, wohl hundert Stunden unbekanntem fremden Weges vor sich, da wurde es ihm wohl manchmal etwas hange zu Muth; aber er hatte ja einen Freund und Reisegefährten bei sich, der mit dem Blick der Sonne am Himmel, der in dem grünenden Gräschen am Wege, der mit den Sternen am Firmamente ihn begleitete, und dem hatte er sich befohlen.

Sechs Tage mochte er so gewandert sein, manchmal hatte er freundliche Menschen getroffen, die es dem stillen Wanderer im schabigen engen Röcklein ansahen, daß er landfremd war, und sie hatten Wohlgefallen gefunden an seinem zutraulich bescheidenen Wesen, und hatten freundlich Erquickung und Nachtruhe geboten.

So ging er einst durch eine dürr-öde Gegend, stundenlang hatte er keine menschliche Wohnung getroffen, vor ihm lag ein kleiner Hügel. Wie er so müde und nachdenklich seines Weges daherschlenbert, hört er vom Hügel her das Rollen eines Wagens, er sieht ein Fuhrwerk in brausendem Galopp den Hügel herunterfliegen, die Pferde sind scheu, der Kutscher ist bereits vom Bocke gestürzt und liegt am Boden. Neben der Straße, auf welcher die Pferde daherkommen, ist ein tiefer Abgrund, der Weg sehr uneben und schmal, hier muß der Wagen umstürzen. Dies sehen, sich vorwärts stürzen, die Zügel der Pferde ergreifen, mit einem starken Schlag auf die Köpfe dieselben zum Stehen bringen, ist für Friedrich das Werk eines Augenblicks. (Siehe die Abbildung.) Während er noch mit der Beruhigung der Pferde zu thun hat, hat sich der unverletzte Kutscher genähert, Friedrich übergibt demselben die Pferde, und geht ebenso ruhig, als wenn nichts vorgefallen wäre, seines Weges fürbaß und verschwindet bald hinter dem nahen Hügel.

Wer war der muthige Jüngling, der uns vom Tode gerettet? so lautete die erste Frage des vornehmen Herrn im Wagen, als er sich und seine neben ihm sitzende Tochter gerettet sah. Aber der war nimmer zu sehen.

Der Wagen war beschädigt. Man mußte also umkehren nach dem erst verlassenen Wirthshaus hinter dem Hügel, um Handwerksleute aus der Stadt zur Ausbesserung der Schäden kommen zu lassen.

Auch unser Friedrich war dort eingekehrt, aber nicht im Zimmer, wo die vornehmern Gäste abstiegen. In der untern Wirthsstube ließ er sich ein halb Schöppllein geben und ein Stückchen Kalbfleisch dazu, denn es war Mittag und er war seit 4 Uhr Morgens marschirt ohne Einkehr. Er brauchte also des Wirthes „Guten Appetit dem Herrn!“ nicht mehr, denn daran fehlte es ihm nicht. Er hatte auch seither noch keine so gute Mahlzeit gehalten, sondern meist von trockenem Brode, von dürrer Obst, womit Frau Gertrud ihm sein Päcklein versehen hatte, und von den frischen aus der Erde fließenden Brunnlein Gottes gelebt. Gar viel hatte er zwar nicht mehr in der Tasche, aber die kurze Strecke bis Leipzig sollte die Baarschaft wohl reichen.

Also wischt sich unser leichtes Bürschlein

mit dem Taschentuch den Mund ab, steht auf, streicht sich das wohlbefriedigte Bäuchlein und langt in die Tasche zum Zählen. Aber wer malt sich seinen Schrecken, da er sie leer findet! Er sucht in der andern, in der Weste, im Rock, er kehrt sie alle um und schüttelt sie aus, alles vergebens, kein rother Heller kommt mehr zum Vorschein.

Der Löwenwirth, dem die Sache verdächtig vorkommt, tritt auf ihn zu und sagt: Er hat 15 fr. verzehrt! Friedrich sucht abermals alles durch und durch, umsonst, es ist Nichts zu finden. Da endlich erzählt er dem Wirth, er habe noch so und so viel in Baarem in der Tasche gehabt, und müsse es unterwegs verloren haben. Aber er habe da in Raumburg in der nächsten Stadt einen Bekannten, und wenn er zu dem komme, so wolle er's ihm gleich schicken. So verstand's der Löwenwirth nicht, sondern sein Geld wollte er haben, denn, meinte er, mit solchen Geschichten könne ihm Jeder kommen und ihm am Ende die Zeche an der Tafel stehen lassen. Darum möchte er sich nur bequemen, das grüne Röcklein im Verfaß zu lassen, bis er bezahlen könne, und ehe Friedrich sich's versah, hatte der Löwenwirth sein liebes Röcklein fest unterm Arm. Da half kein Bitten und kein Flehen, im Gegentheil, der Herr Löwenwirth nahm ihn, da er ihm nicht vom Leibe wollte, ohne Umstände beim Arm, führte ihn vor die Thüre, und zeigte ihm den Weg nach Raumburg.

Die hohe Herrschaft spazierte eben im Hofe herum und der Kutscher bei ihr. Dieser erkennt sogleich den braven Jungen, der ihm die Pferde angehalten, sagt es dem Herrn und im Augenblick sind beide bei Friedrich. Auf Befragen erzählt der Löwenwirth, dem Friedrich konnte vor Beschämung und Verlegenheit nichts vorbringen, den Hergang. Der Herr greift in die Tasche, bezahlt die 15 Kreuzer, und ladet Friedrich, der wieder froh war, als er sein Röcklein anhatte, gar freundlich ein, ihn in's obere Zimmer zu begleiten. Dort will Friedrich einige Worte des Dankes stottern, aber der Herr nimmt ihn freundlich bei der Hand, begrüßt ihn seinerseits als seinen Ketter aus größerer Gefahr, läßt ihn erzählen von seiner Reise, wohin und woher. Mit jedem Worte, das Friedrich weiter erzählt, erkennt er in ihm einen braven, frommen Jüngling, aber auch mit jedem Wort, das er weiter erzählt von Heimath

st auf  
in und  
er wer  
er fin  
ste, im  
telt sie  
kommt

erbüch-  
t: Er  
malis  
Widris  
Birke,  
em in  
ruege  
Raum-  
amten,  
te er's  
löwen-  
er ha-  
sichten  
Güte  
Darum  
Wid-  
fenne,  
er Lö-  
Arm.  
Ge-  
n, da  
Hände  
und

Jose  
sternit  
Pferde  
ingen-  
er er-  
sternite  
s vor-  
in die  
Fried-  
Wid-  
ebere  
s eini-  
e Herr  
grüß  
gerer  
Reise,  
das  
einen  
mit je-  
stmalis





und Herkunft, hört ihm der fremde Herr aufmerksam, ernster, nachdenklicher zu, bis er den Namen des Dörfsleins hört, in dem Friedrichs Eltern wohnen.

Lebt der alte Pfarrer Schmied in ihrem Orte noch? fragte er den Erzähler. Nein Herr, der ist kurz vor meiner Abreise gestorben. Und der alte Schullehrer Lambert und seine Frau Gertrud? Vater Lambert ist leider auch zum Staube versammelt, aber Mutter Gertrud lebt noch und, so Gott will, wird sie noch lange leben, erwiedert überrascht der Jüngling, denn dies sind meine Eltern, das ist meine treue Mutter! Da nahm, von Nahrung und Freude hingerissen, der fremde Herr den Jüngling in seine Arme, drückte ihn lebhaft an sein Herz und sprach: Bleibe bei uns, mein Sohn, du sollst einen treuen Freund an mir finden, denn nächst Gott und meinen Eltern verdanke ich dem alten Vater Lambert und seiner frommen Gertrud das Größte und Höchste auf Erden. Setze dich zu mir nieder, daß ich dir's erzähle.

Ich war in meiner Jugend ein gar leichtfertiger Saufewind. Geld hatte ich im Ueberfluß; es zu verzehren war meine größte Sorge. Vater und Mutter waren mir frühe gestorben und der gute Same, den meine Mutter mir in's Herz gestreut hatte, war längst erstickt in den Dornen und Disteln. Ich hatte die Welt in die Kreuz und Duer durchzogen, hatte überall viel Zerstreuung, überall viele Genüsse, aber nirgends Zufriedenheit für mich und wahres Glück gefunden, und meine Gesundheit war in Folge des leichtfertigen, ruhelosen Lebens gar empfindlich geworden. Im Schwabenlande, es war eine stockfinstre kalte regnerische Nacht, warf der Postillon meinen Wagen um, ich brach dabei ein Bein, und blieb in der kalten Regennacht auf der Straße liegen, bis Hilfe aus dem nächsten Dorfe kam.

Sie erschien endlich. Der Schulmeister, ein grauköpfiger Sechziger, ließ mich auf einer Nothbahre nach seiner Wohnung im Dorfe bringen, denn ein Wirthshaus war nicht da selbst, und wenn auch eines da gewesen wäre, so konnte ich dort keine rechte Pflege erwarten.

Da lag ich denn, weit im fremden Lande, mein Lager wurde zum langwierigen Schmerzenslager, aber auch meine Genesung nicht allein zur körperlichen, sondern auch zur geistigen Genesung für mich.

Die treue aufopfernde Liebe des Vaters Lambert und seiner frommen Gertrud pflegte nicht nur meines körperlichen Lebens, sondern ich lernte in ihnen zuerst wieder die reine uneigennütige hingebende Menschenliebe, die alles überwindende Kraft eines frommen Glaubens anerkennen, lieben und verehren. Mit dem Glauben an gute Menschen kehrte auch der Glaube an Gott und seine Gnade in Jesu Christo wieder in meine Seele ein. Das Bild der frommen Gertrud vermengte sich in meinen Fieberträumen mit dem Bilde meiner seligen Mutter, und es war mir, als ob in Gertrud die Entschlafene wieder lebendig geworden wäre, um mir den rechten Weg des Lebens zu zeigen.

Bald lernte ich wieder beten, bald suchte ich wieder Nahrung für meine dürstende Seele an dem Brunnenquell des Lebens, in dem Worte Gottes, und ich fühlte, als ich eines Morgens, nach dreimonatlichem Aufenthalte auf der Schwelle der bescheidenen Wohnung zum letzten Male die Hände Lamberts und Gertrudens zum Abschied in den meinen hielt, daß ein anderer Mensch diese Schwelle überschritten hatte. Damals körperlich und geistig zerbrochen, zertrümmert, jetzt geistig und körperlich neu aufgebaut, neu geboren. In meiner Heimath habe ich bald darauf ein glückliches Hauswesen gegründet und seit dieser Zeit im wilden Strudel der Kriegsnoth, die unser Vaterland so lange und vielfach heim sucht, der treuen Pflegeeltern im Schwabenlande gar oft mit dankbarem Herzen gedacht, aber Näheres habe ich seitdem nicht mehr über sie erfahren. So bist denn du, mein lieber Friedrich, der erste, aber auch der liebste Bote von ihnen. Von nun an will ich an dir zu vergelten suchen, was ich von ihnen empfangen habe.

Was braucht es noch einer langen Erzählung weiter! Der wackere Friedrich reiste von hier aus nicht mehr zu Fuß, sondern in dem stattlichen Wagen seines neu erworbenen Freundes und Beschützers nach Leipzig, und mehr als einmal gedachte er unterwegs der gottvertrauenden Worte des seligen Herrn Pfarrers und fand sie bereits an sich in Erfüllung. In Leipzig machte er seinem Beschützer alle Ehre, er gehörte bald zu den fleißigsten und ausgezeichnetsten Schülern, und theils dadurch, daß

er durch Nebenbeschäftigungen sich manches hübsche Stück Geld verdiente, theils durch die freigebige Unterstützung seines Gönners gelang es ihm, seine Studien glücklich zu beendigen.

Wie oft hatte unterdessen Gertrud mit Thränen des Dankes und der Rührung seine Briefe gelesen, wie glücklich fühlte sie sich in der Hoffnung, nun bald ihren lieben Friedrich wieder an's warme Mutterherz drücken zu können! Und bald, schneller als sie gehofft hatte, sollte sich dieser Wunsch erfüllen.

Im nächsten Briefe, den sie erhielt, meldete Friedrich, wie er, durch den treuen Freund empfohlen, in einem benachbarten Lande zu einer öffentlichen Prüfung berufen, bei derselben ehrenvoll bestanden und bereits ein hübsches Amt mit einem schönen Gehalt daselbst erhalten habe. Es währte keine sechs Wochen, so fuhr ein stattlicher Wagen ein in das Dörflein im Schwabenlande. Vor Gertrudens bescheidener Wohnung stieg ein junger freundlicher Herr und eine Dame aus, und unter Thränen der innigsten Rührung ließen sich drei gute Menschen in den Armen, Gertrude, Friedrich und seine junge Gattin, die liebliche Tochter seines väterlichen Freundes, die er einst mit ihrem Vater aus Todesgefahr gerettet hatte.

Nach acht glücklichen Tagen in der alten Heimath kam aber für sie alle ein Tag bitteren Abschiedes. Gertrud führte ihre lieben Kinder auf den stillen Friedhof, wo die sechs Gräber ihrer Heimgegangenen neben einander dufteten von den Blumen, womit Gertruds treue Hand sie schmückte.

Hier ist meine nächste Wohnstätte, meine Kinder, sprach sie unter Thränen, ich kann euch nicht begleiten in die Ferne. Diese Gräber will ich pflegen, an dieser theuern Stätte will ich für euch beten, bis man mich selbst hieher zur letzten Ruhe legt.

Friedrich nahm Abschied von all dem, was ihm in der alten Heimath so theuer war, und kehrte mit seiner lieben Frau in seine neue Heimath zurück.

Sechs Wochen nachher sehen wir sie im traulichen Kreise beisammen sitzen, Friedrich, seine Frau und ihren ehrwürdigen Vater. Thränen fließen über ihre Wangen. Sie lesen soeben einen Brief, der ihnen meldet, daß Mutter Gertrud eingegangen ist zur letzten Ruhestätte.

## Der Schwefeläther.

Mancher geneigte Leser weiß so gut als der hinkende Bote, was es mit dem Schwefeläther für eine Bewandniß hat, und daß es viele Aerzte gibt, die, wenn sie Einem ein Bein oder einen Arm abschneiden, damit der Brand nicht dazu kommt, vorher dem Kranken ein Gläslein unter die Nase halten, in dem der Stoff sich befindet, den sie Schwefeläther, zu deutsch Schwefelgeist nennen. Wenn nun der arme Schlucker, der zum letzten Mal auf seinen zwei Beinen gegangen ist, sich's ordentlich schmecken läßt, und es soll gar nicht übel schmecken, so schluckt er sich ohne große Mühe ein Käufchlein an, daß ihm Hören und Sehen und Fühlen darüber vergeht und er in einen tiefen Schlaf verfällt. Da kann dann der Herr Doktor recht nach Verzeßlust an ihm handthieren und curiren, stechen, schneiden und sägen, und der Patient merkt nichts davon, als wenn er etwa erwacht und ein Bein oder einen Arm weniger hat als vorher. Denn gleich ein neues Bein oder einen neuen Arm hinzusetzen, wie's vorher auch war, das haben doch die Doctores noch nicht gelehrt, trotz dem Schwefeläther. Item, es ist aber doch so viel gewonnen, daß man eines alten bresidaften Gliedes, das einen sein Lebtag vielleicht schon genug geplagt hat, los werden kann, ohne besondern Schmerz. Und daß das Beinabsagen kein Kinderspiel ist, davon weiß der hinkende Bote auch ein Stücklein zu erzählen, denn er möchte sich jetzt mit Schwefeläther lieber zehnmal, als ohne dies nur einmal das Bein absagen lassen, besonders das hö zerne.

Also saß vor nicht gar langer Zeit ein Schuhmacher mit einigen Bekannten bei einem Glase Bier, der wußte nichts oder doch nicht gar viel von dem Schwefeläther. Nur Eins wollte ihm bei dieser neuen Einrichtung nicht gefallen, daß es nemlich jetzt viel mehr abgeschnittene Beine geben könnte, als früher, und für die braucht man keine Schuh und keine Stiefeln mehr.

Genug, es kommt die Rede auf den Schwefeläther und unser guter Mann legt bedencklich den Finger an die Nase. Du, Christian, sagt er zu seinem Nachbar dem Gerber, das schlägt in unser Handwerk, du kennst doch auch alle Sorten von Leder, und ich auch, aber vom Schwefelleder habe ich, ich muß es zu meiner Schande gestehen, noch nichts gehört. Der Bevatter Christian aber lachte ihn herzkost aus, denn der wußte besser Bescheid, weil seine Frau eine Base ist von des Doktors Frau.

Merke: Du sollst's nicht übertreiben mit dem Sprüchwort: Schuster bleib bei deinem Leisten, denn wer auch etwas mehr gelernt hat, als Schuh und Stiefel machen, der trägt nicht schwer daran, und wenn davon die Rede ist, wie's in der Welt zugeht und was es da Neues gibt, so braucht er keine Angst zu haben vor dem Auslachen.

### Die vereitelte Mordthat.

Sitzt der Herr Pfarrverweser eines Abends in der stillen Dämmerung auf seinem Zimmer und hört den Gesang der Jugend auf der Straße. Wie schon öfter bei andern Gelegenheiten versäumt er auch diesmal nicht, im feurigen Dienstleiser hinaus zu eilen und der lustigen Schaar ein Kapitel zu verlesen, wie sie sich der weltlichen Lieder entschlagen und mit Psalmen und Lobliedern ihre abendliche Lust haben sollten. Das wollte den lustigen Gesellen nicht recht behagen, und einige waren darunter, die machten sogar, so kam es dem jungen Mann wenigstens vor, gar ernste drohende Gesichter gegen den Herrn Pfarrverweser, der es demnach für gerathen fand, seine Strafpredigt auf eine bequemere und bessere Gelegenheit zu versparen.

Des andern Abends sitzt er wieder am gewohnten Plätzlein in der Stubenecke und hängt so seinen Gedanken nach, da klopf es leise und dann lauter an die Thüre, bis der geistliche Herr, nichts Gutes ahnend, aufsteht, die Thüre halb öffnet und zu seinem nicht geringen Schrecken einen Kerl erblickt, der mit der rechten Hand nach der linken Rocktasche greift und — dem Pfarrverweser wurde es schwarz und blau vor den Augen — ihm eine Pistole entgegenstreckt.

Aber, der gute Geist verläßt ihn nicht, er unterläßt den Lauf der Pistole, packt den Mörder und wirft ihn blühschnell die Treppe hinunter.

An eine Verfolgung war in der Dunkelheit nicht zu denken, darum eilt er so schnell als möglich ins Zimmer zurück, schließt Thüren und Läden sorgfältig ab, durchzittert, eines neuen Anfalls gewärtig, die halbe Nacht, und eilt mit dem grauenenden Morgen selbst nach der Amtsstadt. Hier gibt er die getreue Erzählung von dem Mordversuch zu Protokoll, der Amtmann nimmt Extrapost, und begiebt sich mit dem Schreiber und dem Amtsdienner an Ort und Stelle. Eine strenge Untersuchung wird angestellt, Exekution angedroht, die Gemeinde versammelt, alles umsonst! Da tritt endlich ein altes gebrechliches Mütterlein hervor,

und legt das reumüthige Bekenntniß ab, sie habe gestern Abend ihren fünfzehnjährigen Johannesle zum Herrn Pfarrer geschickt, der habe die Thüre aufgemacht, und ihren Bubens die Treppe hinunter geworfen, daß er weinend nach Hause gekommen. Aber er habe keine Flinte bei sich gehabt und keine Pistole, sondern — einen Schinken zum Präsent für den Herrn Pfarrer.

Das Amt mit dem Schreiber und Amtsboten ist wieder still nach Hause gefahren und Exekution hat es auch keine geschickt.

Merke: Wenn Eurer Pfarrverweser ist, und Schinken sind ihm lieber als Pistolen, so soll er nicht so grausam furchtsam sein, sonst passiert's Einem, daß man das Maul zumacht, wenn die gebratenen Tauben kommen, und daß man zum Schaden noch den Spott bekommt obendrein.

Item, ein kleiner Schinken muß es doch gewesen sein, daß er ausfah wie eine Pistole, denn ein recht großer, wie man sie in guten alten Zeiten dem Herrn Pfarrer brachte, hätte wenigstens ausgesehen wie eine Kanone.

### Mittel gegen Raupen.

1) 16 Pfund Ruß werden gestoßen und nach und nach in 2 Ohm oder 4 Eimer Wasser aufgelöst. Dazu gießt man beim Gebrauch noch 4 Eimer Wasser. Vermittelt einer Handspritze benezt man nun Aeste und Blätter mit dieser Lauge, und findet am andern Morgen die Raupen todt am Boden liegen. Dieses Mittel soll den Bäumen selbst eher nützlich als schädlich sein.

2) Ein anderes angeblich eben so erprobtes Mittel gegen die Spannräupen ist folgendes: Man umgebe im Frühjahr die Stämme der einzelnen Bäume etwas über dem Boden mit einem etwa stark armsdicken Ringe von Stroh, und man wird finden, daß, wenn auch ringsum alle andern Bäume mit Raupen bedeckt sind, die also geschützten Bäume davon verschont bleiben, wohl verstanden: Wenn sie nicht schon vorher auf dem Baume waren.

### S p r u c h.

Ber will mehr verzehren,  
Als sein Pflug kann ernähren,  
Der wird zuletzt verderben,  
Oder am Galgen sterben.

## Von den Grönländern.

(Mit einer Abbildung.)

Du mußt dich, lieber Leser, zu einer großen langen Reise rüsten, und zwar nicht in jene heißen Länder, wo die Sonne beinahe das ganze Jahr in ungeschwächter Gluth und Klarheit leuchtet, sondern du mußt dich versehen mit Wolle und Pelzwerk, mußt dich gefaßt machen auf Eis und Schnee, wie du es noch nicht in deinem schönen Ländlein am Rhein gesehen hast. Doch tröste dich, wenn dich das Schnattern ankommt, so kannst du dich hinter den warmen Ofen setzen, oder gar auf die hohe Kunst hinauf legen, und dabei denken, der liebe Gott habe es, bei aller Noth, die dich eben auch hier zu Land, wie in der ganzen Welt begleitet, doch gut mit dir gemeint und mit den Deinen. Nach einer langen Seereise durch den großen atlantischen Ocean lassen wir die Landsleute, die vielleicht mit uns die Reise machen, auf ihrem Schiffe gerade fortfahren nach Neu-York zu, und so nach Amerika. Wir aber fahren rechts ab, zwar auch nach Amerika, aber viel weiter nach den kalten nördlichen Ländern.

Das merken wir auch bald um uns her, denn wir kommen in das Eismeer, und zur Rechten und Linken schwimmen uns gewaltige Eisstücke immer größer und größer entgegen, so groß wie unser Schiff, so groß wie unsere größten Häuser in Europa. Bald müssen wir uns in Acht nehmen, daß sie unser Schiff nicht schlimm ansfahren, und ihm rechts und links einen Puff geben, daß es in allen Ecken und Enden kracht; ja es ist nicht selten der Fall, daß diese Eisberge uns rings umschließen, daß wir da sitzen wie etwa im Höllenthal bei Freiburg, zwischen hohen zackigen Eisfelsen und am Ende gar mit Schiff und Geschirz mitten in dieselben einfrieren.

Doch wir kommen diesmal mit dem Schrecken davon, und sehen von weitem schon etwas, was der Schiffskapitän und die Matrosen Land nennen, das uns aber nicht gar so lieblich anschaunt, wie die grünen lachenden Ufer unseres alten Rheinstroms. Denn was wir sehen, sind eben auch wieder Eis- und Schneeberge und Felsen, so nackt und kahl, ich will nicht sagen, wie unser Belchen und Feldberg und Kandel, denn beim dicken Kandelbauer ist ein wahres Paradies gegen diese Berge, sondern kahl wie ein altes Scheuernbach.

Hink. Bote 1851.

Und unten an den Bergen, da ist's leider auch nicht viel besser, denn niedrige Kräuter, Heidekraut, Gräser und Moose, wohl auch in den wärmern Theilen des Landes da und dort eine höchstens 18 Fuß hohe Birke, eine verkrüppelte Erle oder Weide, das ist Alles, was im Lande wild wächst. Wenn's gut geht, und der liebe Herrgott ein besonderes Einsehen hat, so kommt auch etwas Hafer und Gerste fort, aber nur in den allerwärmsten Gegenden.

Das nützlichste Thier für den armen Grönländer ist der Hund, den sie zum Ziehen der Schlitten und auch zum Essen benutzen, denn dieses Thier wird von ihnen gemästet und verzehrt, wie bei uns die Schweine. Vom Rennthier, das aber nicht mehr sehr häufig bei ihnen ist, brauchen sie Haut und Fleisch. Außerdem finden sich weiße Hasen, Eisbären, Füchse, Wiesel, Seekälber, Seelühe, Walrosse, Walfische, Fische in ziemlicher Anzahl, viel See- und einige Landvögel, z. B. Schneehühner, Lerchen, Sperber, Eisvögel, Gänse, Enten, Seeschwalben. Insecten, Schalthiere und Würmer finden sich ebenfalls.

Das Land wurde schon vor mehr als tausend Jahren von den Normannen, einem kühnen Schiffer- und Seeräubervolke des nördlichen Europa's, entdeckt. Damals war das Land mit frischem Grün bedeckt, und bekam daher den Namen Grünland, Grönland, aber heutzutage verdient es wahrlich diesen Namen nicht mehr.

In diesem Lande, welches etwa dreimal so groß ist als ganz Deutschland, wohnen Alles zusammengenommen, etwa so viele Menschen, als in der Stadt Karlsruhe, und diese sind froh, wenn sie ihr elendes Leben fristen können.

Doch da sehen wir am Lande eine grönländische Familie daher schreiten, Mann, Weib und Kind. Sie sind etwas unter Mittelgröße, untersezt, wohlbeleibt, mit breitem Gesicht, schwarzen Haaren, und etwas dunklerer Hautfarbe als wir. Der Mann steckt in Pelz von oben bis unten, der Rock ist aus Seehundsfell, oben mit einer Kappe von Pelz, die man über den Kopf zieht, die Beinleider aus Fell vom Rennthier, die Strümpfe aus Fellen von jungen Seehunden, die Stiefel oder Schuhe aus Leder, inwendig mit Pelz gefüttert, die Hemden von Vogelhäuten, mit den Federn nach innen. Die Kleidung des Weibes ist äh-

Ⓕ

lich, nur etwas weiter, so daß sie die Kinder, wie sie Gott erschaffen, in den Pelz hineinstecken können. Wenn die Kleinen etwas besser auf den Beinen sind, so werden sie ebenso gekleidet.

Wenn schon das Land so kalt ist, daß den größten Theil des Jahres Stein und Wein zusammenfrieren, so mußt du aber doch nicht glauben, daß die Leute deswegen besonders viel darunter leiden. Schon ihre Kleidung ist ja außerordentlich warm, und ebenso sind ihre Häuser.

Auf nebenstehender Abbildung ist eine solche grönländische Hütte mit ihrer ganzen innern Einrichtung zu sehen. Die Mauern sind gewöhnlich aus großen Steinen gebaut, und dazwischen mit Erde, Rasen und Moos ausgefüllt, so daß die Mauer 6 bis 9 Fuß dick wird. Oben drüber liegen Balken, Holz, dann Heidekraut, Rasen, Erde, und über Allem noch Felle und Häute. Inwendig sind die Wände mit Fellen überzogen. Das Ganze ist etwa 30 Fuß tief, und manchmal, wenn mehrere Familien beisammen wohnen, gegen 150 Fuß lang.

Das ganze Haus ist für mehrere Haushaltungen von vorn nach hinten, etwa wie bei uns oft die Pferdeöfale, durch Zwischenwände in Abtheilungen geschieden. Vor allen Abtheilungen läuft vorn ein freier Gang vorbei. In jedem Verschlag ist eine Brüttsche, mit Fellen bedeckt, welche sie als Tisch, Stuhl und Bett benützen. An der Vorderseite jeder Abtheilung, am Pfosten, befindet sich eine Art von Feuerherd, auf demselben eine Art Lampe oder Schüssel aus Stein, in welcher Tag und Nacht ein Feuer mit Thran (dem Fett von Seehunden und Walrossen) und mit einem Docht von Moos unterhalten wird. Ueber dem Feuer hängt an einer Kette eine Schüssel, in der Alles gekocht wird, was sie brauchen. Durch diese immer fortbrennenden Feuer wird es in den Hütten so warm, daß wir heinabe ohnmächtig werden, wenn wir eintreten. Wird es den Bewohnern der Hütte zu heiß, so legen sie sich unter die Brüttsche. Kaum ein kleines Fenster von Fischdarm, kein Kamin und keine Thüre ist da zu sehen. Den Eingang bildet ein 20 bis 30 Fuß langer Gang, der gerade auf die Vorderwand des Hauses zuläuft, aber so niedrig, daß man nur auf allen Vieren hineinspazieren kann.

Wenn du hörst, daß sie gewöhnlich halbverfaultes Fleisch kochen, daß da an Fegen und Putzen kein Gedanke ist, ja daß sie sogar in diesem Staatszimmer ihre tägliche Nothdurft verrichten, so darfst du wohl ein bißchen die Nase zuhalten, wenn du da einen Besuch machen willst.

Und doch lebt der Grönländer da so zufrieden, so behaglich, ja so lustig, als ob er im Himmel wäre. Siehe, lieber Leser, wie wenig der Mensch braucht, um zufrieden zu sein, besonders wenn er nicht mehr haben kann.

Neben der Hütte stehen verschiedene kleinere Gebäude. Da zur Rechten stehen kleine Gewölbe von Stein, wie unsere Backöfen, worin sie ihre Borräthe von Fleisch, Speck und gedörrten Fischen aufbewahren; zur Linken ist ein Nachen verkehrt auf Pfählen aufgelegt, unter welchem die Geräthschaften zum Jagen und Fischen aufbewahrt werden. Im Mai aber verlassen sie diese Winterwohnungen, ziehen mit Saak und Paak auf der Jagd und dem Fischfang umher, und bauen sich da ihre Sommerhäuschen aus Häuten, die auf Pfählen ausgespannt werden. Ihre Nahrung besteht aus dem Fleisch von Seebären, Seefischen, Seegeflügel, besonders aber von Seehunden, welche in halbverfaultem Zustande ihnen eine leckere Speise sind; ferner aus Beeren, Wurzeln und Kräutern.

Als Brod und Gemüse dient ihnen namentlich eine Art von Seefischen, welche sie im Sommer dörren. Ihr Getränk ist frisches Wasser. Besonders geschickt sind sie im Verfertigen ihrer Schiffe, deren sie größere für die ganze Familie haben, in denen sie oft bis 400 Stunden weit umherfahren. Neben diesem größern Boote fährt gewöhnlich der Mann in seinem kleineren, einem Gerüst von Latten, das sie sehr geschickt mit genau zusammengenähten Seehundsfellen ganz überziehen. Nur in der Mitte oben ist ein Loch, in das der Grönländer bis unter die Arme hineinschlupft und so sitzend Tage lang auf den Wellen umhertreibt, um Fische und Seehunde zu fangen.

Diese rohen ungebildeten Menschen besitzen übrigens manche Eigenschaften, welche uns in unseren scheinbar so gebildeten Zuständen alle Ehre machen würden. Sie sind gutmüthig, verträglich, offenherzig, stets munter und zufrieden und für freundlichen Zuspruch sehr empfänglich.



Streit und Zanf, und besonders Schlägereien sind unter ihnen etwas seltenes, schwere Beleidigungen werden gewöhnlich, nicht wie es bei uns löbliche Sitte ist, mit Prügel und Messer, sondern mit einem Wettgefang ausgeglichen. Eine Untugend aber, die leider ein Erbstück der Mutter Eva zu sein scheint, die weibliche Eitelkeit und Buzsucht hat auch bei den grönländischen Damen Wurzel geschlagen, denn ein hübsch verziertes Kleid von Rennthierfell geht einer solchen Ewastochter über Alles.

So arm aber ihr Land, so armselig und mühevoll ihr Leben, so tauscht doch der Grönländer mit keinem andern Erdenkinde. „Du bist ein Grönländer“ ist das schmeichelhafteste, was sie einem sagen zu können glauben, und stets zieht, wie den Schweizer nach seinen seltsamen Bergen, den Grönländer das Heimweh nach seiner unwirthbaren Wildniß.

So hat der Schöpfer jedem seiner Geschöpfe ein Plätzlein angewiesen, an dem es leben und glücklich leben kann in seiner Art, und ein Weiser ist nur der, der auf seinem Schollen Erde das wahre Paradies der Zufriedenheit und des Glückes sich zu gründen versteht.

### Eine gute und wahre Geschichte.

Nichts passenderes, als wenn ein lästerlicher Schwäger mit den eigenen Waffen gleich zurecht gewiesen wird, wie es einem aufgeblasenen Schriftverfasser geschah, der jeweils im Hezen und Wühlen seine Hauptpraxis suchte.

Zur Zeit des unheilvollen Wirrwarrs von 1849 fanden sich im Wirthshaus eines freundlichen Städtchens des Renchthals mehrere Bürger und Landleute zusammen. Offenbar war ihre Stimmung gedrückt; der Jammer, der über's Vaterland gekommen, belegte ihr Gemüth mit schwerem Kummer. Die Söhne hatten mit dem ersten Aufgebot ausziehen gemußt, jetzt fehlten die fleißigen Hände bei der dringenden Feldarbeit. Kummer, Angst und Besorgniß klopfen an den Herzen, und zeigten sich auf jedem Antlig. Da meinte nun jener Schriftverfasser, es wäre am Platz, daß er von seinen sogenannten gesinnungstüchtigen Reden vorbringe, um den Leuten andere Gedanken in Kopf zu setzen. Also fing er an, gegen Religion, den alten Glauben, die

Lehren der Kirche, von Gott und Unsterblichkeit, mit frecher Zunge herumzukunftern; mit diesen Dingen müsse wie mit den Aristokraten abgefahren werden, sonst bleibe es auf Erden nicht heiter und lustig. (Der Tropf hatte keine Ahnung, daß religiöses Gefühl eine ewige Nothwendigkeit des Menschenherzens ist, das durch Spott immer verlegt wird.) Endlich erzählte er in seinen böswilligen Reden: „aus der großen Stadt Paris habe ein verflucht gescheidter Mann geschrieben, daß beim Sterben die Seelen jeweils wieder in die Körper neu geborner Kinder wandern, — verstehe sich, nur die der Gesinnungstüchtigen, — die andern würden geradezu in Thierkörper verwiesen. Und so könne er sich vorstellen, daß manche Seelen der Anwesenden einstens in Eselshäute fahren würden!“ Nach diesem gottlosen Vortrag nahm der Schuft einen großen Schluck, blies die Backen auf, und sah mit einem Blick um sich, wie ein siegreicher General. Da erhob sich ein statlicher Landmann und sprach: „Herr! jetzt geht mir ein Licht auf; daheim in meinem Stall habe ich ein Paar junge Ochsen, die sind so pffiffig und durchtrieben, daß ich mich schon höchlich verwundern mußte. Nun weiß ich die Ursache: gewiß sind zwei Advokatenseelen in sie gefahren!“ Der mit dieser Nuganwendung der eigenen Rede so wohl bediente Schriftverfasser wollte in seinem Hochmuth aufbegehren, aber da das Eis einmal gebrochen war, so kam er gegen das kluge Wort eines starken Mannes nicht auf. Beschämt schlich er sich fort. Später hat man auch von ihm in der Zeitung gelesen, nämlich unter — den Ausgeschriebenen! H.

### Der feine Schriftverfasser.

Ein Sohn Jakobs, aber keiner von den allerpffiffigsten, wie der geneigte Leser bald sehen soll, hatte schon lange eine Forderung an einen Bauern, und die Sache mochte dem Herrn Amtmann eben auch nicht ganz koscher vorkommen. Der Jude hatte zwar seine Sach schwarz auf weiß, und den Amtmann stets versichert: Nu, Herr Amtmann, ich hab e gerechte, e liquide Forderung, und ich will von Ihne nur mai Recht u. s. w. Der Hebräer mochte aber noch so heilig betheuern, daß seine Forderung eine ganz gerechte sei, der Amtmann wollte es immer nicht glauben, wies ihm am Ende ein für allemal die Thür und befahl ihm, sich zu beruhigen und in Zukunft von der Amtsstube mit der Sache ferne zu bleiben. Da

entschloß sich der gute Schmucl, wenn's mit Worten nicht auszumachen wäre, es schriftlich zu probiren. Einen Schreiber anzustellen oder gar einen Advokaten, dazu hätte er wohl Geld gehabt, aber er behielt es eben lieber selber und meinte, mit der Feder könne er's auch machen trotz einem Advokaten. Also setzt er sich hin, besinnt sich nicht lange und schreibt folgende Klagschrift nieder:

Großherzogliches Allergnädigstes Oberamt!

Die Verubigung meines ferne Bleibens mit diesseitiger Inkommodiring nicht zurückzubleiben, bewegt Dero Zurückbleiben.

Marin Bauer von Ibach,  
100 fl. Kapitol sammt Zins,

und verbleibe

Eines Großherzoglichen Herrn Oberamts  
allergetreuester  
Sam Levi.

Ob der Amtmann aus dieser Klagschrift klug geworden, weiß ich nicht; wenn du, geneigter Leser, daraus klug geworden bist, so melde mir's für den Kalender im nächsten Jahr.

Der Schmucl aber hatte der Memme seine Schrift vorgelesen, und dabei gesagt: Nu, was willst du, hab ich nicht e seine Schrift gemacht, as der Herr Amtmann mir jetzt glaben muß, und hab ich doch meiner Schumme das Kapitol nicht darin vergesse, sammt Zins!

### S p r u c h.

Was Gott will erquickten,  
Kann Niemand unterdrücken.  
Was Gott will erreiten,  
Kann Niemand untertreten.

### Politischer Rückblick.

In dem Kalender der letzten zwei Jahre hat der frühere Kalendermann seine frommen Wünsche und Hoffnungen für unser deutsches Vaterland mehrfältig ausgesprochen. Das Jahr 1848 besonders war ihm ein Jahr, aus dem er den weitschattigen Baum deutscher Einheit hervorzuwachsen sah, und daran schöne Hoffnungen und Verheißungen knüpfte für des lieben Vaterlandes Zukunft. Im Jahr 1849 gingen, wie wir leider Alle wissen, harte und raube Stürme über unsere Hoffnungen. Eine übersprudelnde, tollkühnige Partei hat das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und damit zugleich kam eine neue Leh-

re über den Rhein herüber zu uns, die gar wie ein verzehrender Feuerbrand über die jungen Saaten deutscher Einheit und Freiheit hereinbrach. Ich meine den sogenannten Socialismus und Communismus. Dieser Lehre liegt die Ansicht zu Grunde, daß alle Menschen gleich seien, und deswegen auch einen gleichen Genuß nicht nur politischer und bürgerlicher Rechte anzusprechen haben, sondern besonders eine Gleichstellung in den äußern Verhältnissen des Lebens, eine Ausgleichung des Mein und Dein.

Diese Lehre, welche folgerichtig fordert, daß der mehr Besizende mit dem weniger und mit dem nichts Besizenden theile, bis sie gleich sind, ist aber begreiflicherweise ein Stein des Anstoßes geworden für manche, die es sonst recht meinten mit dem Vaterland und mit der Freiheit. — Denn jeder vernünftig Denkende mußte einsehen, daß die Menschen zwar gleich geboren werden, aber im Leben nicht gleich bleiben können, und daß eben, bis man die Menschen an Geist und Einsicht, an Muth und Ausdauer, an Tugend und Würdigkeit gleich macht, auch diese Ausgleichung des zeitlichen Eigenthums höchstens von heute bis morgen dauern könnte.

Diese Bestrebungen nun haben sich überall, wo in Deutschland im Jahr 1849 Revolutionen ausbrachen, bald eingemischt, und sind mit ein Grund, warum die Sache überall ein klägliches Ende erreicht hat.

Der Kalendermann vom vorigen Jahr hat sich niedergelegt, mit der getrosten Hoffnung, es werde trotz alldem in Deutschland zum Guten sich wenden, es werde der alte Fluch der Zwietracht gebrochen werden, es werde der Morgenschimmer einer schönern Zeit herausleuchten über Deutschland. Wohl ihm, daß er sich niedergelegt hat zur letzten Ruhe mit dieser frohen Hoffnung! Er baute diese Hoffnung besonders darauf, daß im Monat Mai 1849 ein Bund geschlossen worden war zwischen Preußen, Hannover, Sachsen, Baden und andern kleinern deutschen Staaten, und daß diesem Bunde auch Bayern und Württemberg bald beitreten würden. Er hoffte mit Zuversicht, dieser neue Bund, kein Nachkomme des weiland deutschen Bundes in Frankfurt, werde die Keime zur Einheit und Freiheit Deutschlands entwickeln, das in Frankfurt verunglückte Werk einer Verfassung für das deutsche Reich zu Stande bringen, und uns endlich eine würdige Stellung nach Innen und Außen, ein vollgerüstet Maas von Freiheit gewähren.



Aber der Mensch denkt und Gott lenkt.

Es ist nicht also geworden, wie er es gehofft hatte. Zwar hat der König von Preußen einen Reichstag sämmtlicher verbündeten Staaten nach Erfurt berufen, und die dort entworfene Verfassung für Deutschland genehmigt; aber es sollte auch hier sich wieder zeigen, daß Deutschland auch diesmal, wie immer, in allen seinen Hoffnungen zu Schanden wird, sobald es auch nur eines Fremden Hand, sei es Freund oder Feind, einen Griff über seine Grenzen gestattet.

Fremde Völker und Potentaten, bald Schweden, bald Franzosen, bald Dänen, bald Russen, bald Polen, bald Spanier haben zu allen Zeiten mit hineingeredet u. hineingepfuscht in unser liebes Deutschland, und daran sind wir krank gelegen seit Jahrtausenden, und daran werden wir absterben in Schande und Schmach, wenn wir uns nicht einmal ermannen, Einer für Alle und Alle für Einen, und jedem fremden Rathher und Befehler nach gutdeutscher Art die Grenze weisen.

Oestreich, das im Jahr 1849 einen gar harten und lebensgefährlichen Kampf mit den Ungarn zu bestehen hatte, rief die Russen zu Hilfe, und wurde mit ihrer Hilfe Meister.

Aber jetzt stimmte Oestreich auch in Deutschland wieder eine ganz andere Sprache an, und wollte von dem neuen Bunde, in welchem Preußen das erste oder doch ein mit Oestreich gleichberechtigtes Wort führte, nichts wissen.

Die Könige von Sachsen und Hannover, dadurch ermuthigt, sagten sich von dem preußisch-deutschen Bündnisse los, Bayern und Württemberg schlossen sogar mit Oestreich einen besondern Bund, und in letzter Zeit haben auch die beiden Hessen sich wieder von Preußen getrennt. So stehen sich denn wieder zwei Parteien in Deutschland gegenüber, die preussische mit Baden, Braunschweig und den kleinern norddeutschen Staaten auf einer Seite, und Oestreich, Bayern, Württemberg u. s. w. auf der andern.

Und da redet nun bald der Russe, bald der Engländer, bald der Franzose, bald der kleine König von Dänemark drein, und wir müssen froh sein, wenn nicht noch der Kaiser von China oder Japan einen Gesandten nach Deutschland schickt, um uns zu befehlen, wie wir wirthschaften sollen in unserm eigenen Haus und Hof.

So, lieber Leser, sieht es leider aus in unserm lieben deutschen Vaterland, so ist's mit dem Jahre 1848 ausgegangen, daß Gott erbarm, wie

beim Hornberger Schießen, und wenn nicht der liebe Gott ein Einsehen nimmt, und der Menschen Herzen, nicht allein die Herzen der Niedrigen und Kleinen, sondern auch die Herzen der Hohen und Großen und Gewaltigen lenkt, wie Wasserbäche, so weiß ich nicht, welchen Trost ich dir für's Neujahr 1852 bringen soll.

Oft will mir's vorkommen, als ob wir selber nicht ganz unschuldig wären am allgemeinen Unglück, als ob der liebe Herr Gott uns damit stärker an's Gewissen klopfen wollte, und uns zurnen: Wenn ihr euch selbst verlasset, so seid ihr auch von mir verlassen.

Bei unsern Nachbarn, den Franzosen, von denen wir so oft schon den bösen Saamen geholt haben, sieht es fast noch schlimmer aus, als bei uns. Seit Jahr und Tag stehen sich Bürger gegen Bürger kampferüstet und auf Alles gefaßt gegenüber. Es liegt dort gleichsam das ganze Volk zwischen Leben und Tod. In Folge der fürchterlichen Zerrüttung in allen Verhältnissen, der grenzenlosen Entfittlichung unter allen Classen der Bevölkerung, des völligen Unglaubens, dem ein großer Theil des Volkes sich in die Arme geworfen, haben sich leider Zustände gestaltet, deren Ende gar nicht abzusehen ist.

In Italien, wo es im Jahr 1848 und 1849 gar bunt und laut war, ist jetzt Alles wieder still und ruhig geworden. Der König von Neapel regiert ohne Rücksicht auf die Verfassung, die er neuerdings sogar aufgehoben hat, als strenger Herr über sein Volk, der heilige Vater hat mit Hilfe der Franzosen sein aufrührerisches Rom erobert und gebändigt, der Großherzog von Toskana hat Oestreicher im Lande, der König von Sardinien, welcher den unglücklichen Krieg mit Oestreich führte, ist in der Fremde gestorben, die Lombardei und Venedig hat der alte österreichische Haudegen Radeky zur Ruhe gebracht.

Leider aber ziehen jetzt Hunderte von Menschen als heimathlose Räuberbanden durch das schöne Land Italien, rauben, plündern und mordeten wo sie können, und der scheinbare Frieden im schönen Italien ist wohl nichts als ein heimlich glimmendes Feuer, das nur auf Gelegenheit wartet, um desto schrecklicher wieder auszubrechen.

England, im Genuße seiner 500jährigen Verfassung, beherrscht die Meere nach wie vor, und mißbraucht diese Herrschaft zuweilen, um andere Völker zu bedrücken.

Rußland ist uns noch immer ein halbver-

schlossenes Buch. Wir merken nur daran, daß es ein Rußland gibt, daß der gewaltige Kaiser seinen weitreichenden Arm über die Grenzen streckt und bald rechts, bald links, sein schallendes Kommandowort durch Europa sendet. In Ungarn hat er, wie oben gesagt, den Destrreichern geholfen, und der alte Türken- und Polenüberwinder Paskewitsch hat sich dort neue Ehren bei seinem Herrn erworben.

Dänemark hat immer noch keinen Frieden mit den armen Schleswig-Holsteinern. Sie wollen eben Deutsche bleiben, wie sie es von Gott und Rechtswegen, nicht nur durch Stamm, durch Sprache und Sitten, sondern auch durch beschworne Verträge sind, der König von Dänemark aber will sie, wenigstens die Schleswiger, mit Gewalt zu Dänen machen.

Der König von Preußen hat zwar in Folge eines mit Dänemark geschlossenen Friedens seine Truppen aus Schleswig-Holstein zurückgezogen, allein dieser Friede war der Anfang zum Kriege, denn nun rückten die Dänen in Schleswig ein, die Schleswig-Holsteiner aber, nun sich selbst überlassen, dachten nicht an's Nachgeben, sondern sie haben schon mehrere blutige Schlachten mit dem Erzfeind geschlagen, und jeden Fuß breit Landes dem übermächtigen Feinde theuer verkauft. Die Schlacht bei Idstedt, in welcher die Dänen weit mehr Leute verloren, als die Deutschen, hat zwar diese zum Rückzuge gezwungen, aber in dem Augenblick, wo der Kälendermann die Feber muß ruhen lassen, damit der Drucker auf's Neujahr fertig wird, stehen sich die beiden Heere so gegenüber, daß jeden Augenblick eine neue blutige Sonne aufgehen kann über dem holsteinischen Lande. Daß es eine sieghafte sei, das walte Gott!

Überall im deutschen Lande, selbst in Oestreich, selbst unter Deutschen in fremden Ländern, wird gesammelt zur Unterstützung unserer tapfern Heldenbrüder im Norden; aber wie mancher mag da sein Scherstein bringen mit dem zürnenden Gedanken: Haben denn vierzig Millionen Deutsche keine andern Waffen, keine andere Hilfe als Geld und Leinwand für die Rettung ihrer Brüder? Hat ein Volk, das nicht die Kraft oder nicht den Muth hat, seines Leibes Glieder zu schützen, überhaupt noch ein Recht, selbst zu bestehen?

Nun! Vielleicht kommt bald eine Zeit, wo wir ein kräftig Wort reden mit dem Dänenköniglein und mit andern gewaltigen Herren an den

Grenzen, die es vergessen haben, daß noch ein deutsches Volk in der Welt ist.

In unserm nächsten Nachbarlande, in der Schweiz, wechseln die Parteien Jahr um Jahr. Bald sind die Liberalen am Ruder, bald die Radikalen. Von den Flüchtlingen aus unserer bairischen Revolution sind die meisten wieder fort, theils gutwillig, theils gezwungen. Andere haben sich dort angesiedelt und ihr Auskommen gefunden. Von denen, die aus der Schweiz sich entfernt haben, sind die Einen in ihre Heimath zurückgekehrt, die Andern in Soldatendienste in Italien und in Algier getreten, Andere nach England, wie Strube, Andere endlich nach Amerika gegangen.

In diesem Lande, jenseits des Weltmeeres, befinden sich sehr viele. Dort müssen sie sich aber freilich in ganz andere Verhältnisse und Gewohnheiten hineinleben, sie müssen, um leben zu können, arbeiten und handthieren, sie dürfen sich keines Gewerbes, keiner Arbeit schämen, sie müssen vor allem den Müßiggang meiden, denn nur wer arbeitet, gilt in Amerika etwas, der Müßiggänger ist von Jedermann verachtet. So haben sich dort manche ein erträgliches Unterkommen gegründet, versteht sich, besonders diejenigen, welche etwas Vaeres mitbrachten, denn der Arme und Mittellose lebt eben in der Republik Amerika eben so wenig im Hanffaamen und in Saus und Braus, als bei uns.

So habe ich dich denn, lieber Leser, mit einigen gewaltigen Sprüngen durch die Welt geführt, aber ich kann es nicht über's Herz bringen, dich nicht noch einmal nach unserm deutschen Vaterlande zurückzuführen. Ich habe dir die ganze Wahrheit gesagt, und dich vielleicht mit wehmüthigem Blicke in die Zukunft schauen lassen; mit wehmüthigem, meinethwegen! aber nicht mit kleinmüthigem und verzagendem.

Wer weiß, wo wieder einmal ein zündender Blitz Gottes hinfährt, wer weiß, wie bald der Herr auf den Fittigen des Sturmes über die Menschheit fährt, und wie bald die Sonne wieder freundlicher durch die Wolken bricht.

bleiben wir nur Alle rechte deutsche Männer, überall, in Haus und Hof, in Gemeinde und Staat, gegen Hoch und Niedrig, gegen Freund und Feind, und ich will dir's verheißen, die Zeit bleibt nicht aus, wo es zur Wahrheit wird, wie es im Sprichwort heißt:

Gott verläßt den Deutschen nicht!